Please
handle this volume
with care.

The University of Connecticut
Libraries, Storrs

3 9153 00069356 6

274.3/B631w

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/wodanundjesusein00bode

274.3
F631w

Wodan und Jesus

Ein Büchlein

von christlichem Deutschtum

Von

Julius Bode

Pastor prim. an St. Ansgarii zu Bremen

Wo ich mich in Demut beuge,
Darf ein Tor nicht ruchlos schelten,
Was euch heilig, ich will achten,
Was mir heilig, laßt es gelten.
(Weber, Dreizehnlinden).

1920

Verlag Frei-Deutschland, Sontra in Hessen

274.3
B621w

In Schulschrift Bruchschrift gedruckt
bei A. Roßbach in Eschwege.
Copyright 1920 by *)
Verlag Frei-Deutschland
Soutra in Hessen.

*) Ohne diesen Vermerk in englischer Sprache ist geistiges Eigentum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vogelfrei.

I.

Du, der Eine, den ich suche,
Du, der Ew'ge, der nicht altet,
Der in Huld der Sonne droben
Und der Menschenlose waltet;
Du, der dort im Wipfel säuselt,
Der in ahnungsvoller Nähe
Rätsel wispelt, die ich höre,
Deren Sinn ich nicht verstehe:
Bist du Wodan, bis du Donar?
Namen sind es leeren Schalles:
Du bist du, der Unerkannte,
Unbegriffne, Eins und Alles! — — —
Andre Zeiten, andre Menschen,
Andre Menschen, andre Götter:
Einer bleibt, der Ewigstille,
Unentwegt im Zeitenwetter.

(Weber, Dreizehnlinden.)

„Einsamkeit ist Seelennahrung. In der Stille kommt dem Geiste rechte Geistesoffenbarung," so singt der Dichter von Dreizehnlinden. Und ein jeder kann erfahren, daß er die Wahrheit singt. Wer einmal vom Lärm des Tages und der Straße sich löst und hinter sich wirft alles, was Grauen und Grausen erregt, der kommt still feiernd zum eigenen Selbst und gewinnt Kraft zu neuem Denken und Tun. Man muß einmal aus dem „tatenmordenden Sumpf" der Rede zur schweigenden Natur flüchten. Da ist man der geheimnisvollen Urkraft des Lebens nahe.

Und wenn dann noch aus Feld und Wald, aus Ortsnamen und Sitten die Heldengestalten der Väter aufsteigen und Wunderdinge künden von deutschem Mut, von Väter-

913.5

art und treuem Fleiß, dann kehrt man innerlich reicher und reifer, ja auch reiner geworden wieder ins Einerlei des Alltags zurück. —

Im Süntel war ich wieder, oben am Abhang des Waldgebirges. Das ist eine Gegend, zauberhaft schön in der wechselnden Fülle von Wiesen und Wäldern, von Felsen und Feldern. Da ist es so einsam, so menschenleer, daß man den Sturm stärker, urkräftiger ums Haus heulen hört als in menschenbelebten Bergen. Da rauscht der Regen wuchtiger ans Gemäuer als anderwärts. Da geht kein ängstliches Zittern durch die Stimmen der Vöglein. Heller singen sie und reiner als dort, wo der Mensch sie scheucht und schreckt. Da blühen die Blumen fröhlicher als bei uns hier in der Ebene, wo der Staub der Städte ihr buntes Kleid bedeckt. Da vernimmt man des Nachts wirklich noch den reinen Gesang der Sterne in wundersamer Melodie, und des Mittags in der Hitze klingen wirklich die Glocken der versunkenen Stadt. Da grüßt die Sonne den frühwachen Beschauer feierlicher und eher als bei uns in der Häuser quetschender Enge. Und wenn sie abends ihre letzten Strahlen über die arbeitsmüden Menschen und die fruchtgesegneten Felder sendet, dann falten wie von selbst sich die Hände zum Gebet, und es ist, als nähme sie, die Mutter alles Lebens und aller Lebendigen, gnädig und neue Hilfe verheißend, die Anrufung ihrer Kinder entgegen.

Und wenn man dann hinausschaut ins weite, reiche Tal über Dörfer und Siedlungen hin bis zu den fernen Bergen —, was wissen die alle zu erzählen von diesem Gau, da einst der Heldenstamm der Cherusken wohnte, aus dem Armin entsproß, Germaniens jungfroher Streiter gegen die römische Macht und die abgelebte Zivilisation des Südens. Hier hat einst sein Vater ihm den Sinn gestählt für Freiheit und Stolz. Hier hat seine Mutter ihm den Sang gesungen von deutscher Treue und dem ewigen Recht. Da stand vor seinem Auge der düstre Deister, Tiu geweiht, der sonnige Abhang des Süntels, da man dem Wodan opferte zu Dank und Dienst, da erhoben sich die Buckiberge (Bückeberge), Donars heilige Verehrungsstätte. Und was die großen fernen Berge kündeten, das gleiche Göttergeheimnis bargen die kleineren Hügel, barg das ganze Tal: noch heute erzählt der Thyster von Tiu, der Odinsberg von dem Windgott mit Schlapphut und Mantel, noch heute darf man den Dorfnamen Dohnsen als Donarsbausen deuten und so die heilige Dreieinigkeit unserer Väter hier vermuten. Und Namen wie Teut und Teufelsberg und Hilligsfeld, das große und das kleine, und Ausgrabungen von Begräbnisstätten mit Aschen-

trügen und Urnen gemahnen zur Ehrfurcht: hier ist ganz heiliges Land.

Hinter uns auf den Bergen, wo das Totental und der Blutbach vom Dachtelfelde her sich ziehen, bestand Vätermut einst (782) wackeren Streit gegen Karls Frankenheer und schlug die unter Gailo und Adalgis stehenden feindlichen Scharen derart zusammen, daß sich die Wut des Frankenkönigs an der Hinrichtung der 4500 verratenen Mannen in Verden kühlen mußte.

Vor uns im Südosten liegt im blauen Nebeldunst das Waldgebirge „der Vogler" mit dem Dorf Heinrichshagen. Er erinnert der Sage nach an Heinrich den Vogler, dessen Gebeine der Dom zu Quedlinburg birgt, der gleich groß war im Abwehrstreit wie in der Verwaltung und im Ausbau des Reiches.

Aber weiter noch, weiter zurück führen die dunklen Spuren: dort im Südosten die Höhenzüge sind zauberversponnen, zauberdurchsponnen. Osterholz und Osteregge, nichts anderes sagen sie, als daß hier der Göttin des Frührots und des Frühlings die Opferfeuer einst lohten. Im Namen des Forstortes Hahrdt klingt Herta nach und in Hollwort die Frau Holle. Beides sind Namen, in denen die Göttin Frija fortlebt, die Gattin Wodans, die in den heiligen zwölf Nächten durch die Luft zieht und den Äckern Fruchtbarkeit verleiht.

Und wenn nun gar erst die zerstörten Grabhügel und die Urnenreste, die man dort fand, das Recht verleihen, den Dorfnamen Warendahl als Tal des Varus zu deuten und Segesterweg als Weg, benannt nach Segest, dem Vater der Thusnelda, so ist hier vielleicht die vielgesuchte Stätte, da im Jahre 9 n. Chr. die Cherusken im Bunde mit den Bructern, Chatten und Marsen, die Römer blutig schlugen und ihnen den Weg versperrten ins freie Land der freien Germanen.

O, es ist alles so fromm und feierlich und auch zugleich so todtrotzig, was hier ins Herz klingt und was die Augen erschauen, daß man selbst ganz still und tapfer wieder wird.

Und eine Frage drängt sich dann immer auf: Warum nur haben diese unsere Väter sich den Bekehrungskünsten des großen Karl und seiner Verbündeten so arg widersetzt? Warum kämpften sie dreißig lange Jahre hindurch den hoffnungslosen Kampf gegen ihn, der an Truppenzahl ihnen ebenso weit überlegen war wie in der Organisation des kampferprobten, zeitgemäß ausgerüsteten Heeres? War es wirklich nichts als Starrsinn, das Zerrbild der Treue, der sich durchsetzen wollte? War es nichts als unbändiger Freiheitsdrang, der die fremden Grafen nicht über sich dulden

mochte? War es heidnische Wildheit, die dem Zwang eines geordneten Lebens und der feineren Lebensart einer höheren Kultur sich nicht beugen wollte?

Gewiß, Starrsinn und Freiheitsdrang und Wildheit kann man den Vätern nicht absprechen. Die Gründe aber, weshalb sie das Christentum ablehnten, das ihnen die Kirche bot, liegen meines Erachtens viel tiefer. Sie liegen ganz zu unterst, ganz tief im deutschen Wesen und zugleich im Wesen der Frömmigkeit begründet. Weil sie wirklich Deutsche waren und weil sie wirklich fromm waren, darum sträubten nicht sie sich, sondern darum sträubte es sich in ihnen, Christen zu werden.

Denn das, was ihnen als Christentum geboten wurde, war gar keine Religion. Das war eine sehr fein ausgeklügelte, mit aller möglichen Wissenschaft umhängte Lehre, ein System, das man dem Verstande darbot, und das erst den Weg vom Verstande ins Herz hinein finden sollte. Dieser Weg aber war nicht nur bei den ungebildeten alten Germanen, nein, er ist Gott sei Dank bei den meisten natürlich empfindenden Menschen auch heute noch versperrt. Das Umgekehrte ist häufig, daß nämlich etwas vom Herzen zum Verstande geht. Aber etwas erst dem Verstande zur Nahrung darbieten und dann, wenn und weil es verstandesmäßig erkannt ist, verlangen, daß das Herz es sich zu eigen, es zu seiner Sache mache, das ist ein unbilliges Verlangen, solange das Herz Herz ist.

Wenn man nun das religiöse Leben unserer Väter nicht in seinen Anschauungen, sondern in seinen innersten Empfindungen und Strebungen mit der Religion Jesu vergleicht, so findet man, daß die beiden sich ganz nahe verwandt sind. Sie berühren sich viel näher als die Religion Jesu mit dem, was man vor 1100 Jahren unseren Vätern als Christentum darbot. Weil die Religion Jesu und die Religion unserer Väter nichts Künstliches, Gesuchtes, Mühsam Erdachtes und Gemachtes, sondern wirklich Religion [illegible], darum sind beide letzten Endes gleich. Und nur, wenn [illegible] unsere heutige religiöse Gesinnung von allem Beiwerk losmacht und wieder rein wird wie die Religion unserer Väter und Jesu, nur wenn sie an dem eigenartigen Leben in beiden Teil hat, dann erst kommen wir aus dem wieder heraus, was wir heute als schamlose Selbstvergessenheit, als kraftlosen Selbstverzicht, als Verleugnung alles Deutschtums und aller Frömmigkeit erleben, schmerzlich empfinden und verdammen.

II.

Der erste und der Gesamteindruck, den man von der Frömmigkeit unserer Väter hat, ist ein durchaus lichter und freundlicher. Gewiß, auch sie dachten sich die Welt von allerlei Geistern, guten und bösen, fördernden und hemmenden, lichten und irrleuchtenden belebt. Aber in diesen, hinter diesen als die höchstwaltenden stehen die Götter, die selbst tapfer und schaffend sind und die Freunde aller, die tapfer schaffen und streben. Bei unseren Vätern war das wirklich und selbstverständlich, woran Paulus die Korinthergemeinde erst ernstlich erinnern mußte, daß sie nämlich keinen Knechtsgeist empfangen hätten. Die Menschen sind die Götterkinder. Sie dürfen beten: Abba, lieber Vater. In ihnen leuchtet das göttliche Licht, und wenn sie nur wagen, immer sie selbst zu sein und sie selbst zu bleiben, wenn aus ihrem Herzen wirklich große Gedanken und ernste Entschlüsse kommen, dann kann nichts ihr Vertrauen zu den Göttern erschüttern. Jesus hat auch nicht gesagt: Selig sind die, die ihren Verstand anstrengen und sich ein feines theologisches System ausarbeiten, die sinnen und grübeln über das, was hinter den Dingen ist; sondern die reinen Herzen, die schauen Gott. Gott ist da, wo der Mensch Kind ist, wo er sein Herz weit auftut, wo seine Hände zunächst nichts weiter wollen, als die tagtäglichen Liebesgeschenke des gütigen Lebensspenders rein und freudig entgegenzunehmen. In diesem Sinne schauten, wie Tacitus es ausdrückt, unsere Väter in stiller Verehrung jenes Geheimnis, das sie mit Götternamen benannten. (Germania 9).

Nun kamen die christlichen Mönche und Priester zu unseren Vätern. Das waren außerordentlich kluge Leute. Die wußten sehr viel. Sie wußten nicht nur sehr genau darüber Bescheid, welche Anschauung und Auffassung der Mensch haben muß, um bei Gott angenehm und beliebt zu sein, nein, sie wußten ganz genau, welche Vorbedingungen ein Mensch erfüllen muß, um in ein besseres Jenseits zu kommen. Sie wußten, wie und was man beten, wann man wallfahrten und wo man dem Gottesdienste beiwohnen müßte. Ja, sie wußten über Gott ganz genau Bescheid, wie er beschaffen war, wie seine Allmacht sich zeigte und seine Allwissenheit, welche Anschauungen er hatte über den selig machenden Glauben und den verdammenden Unglauben der Menschen. Und alles, was sie sagten, das wußten sie fein zu belegen mit allerlei Stellen aus der Bibel und wußten andere Auffassungen aus demselben Buch zu widerlegen. Sie hatten Beweise für ihre Ansicht und duldeten nicht, daß jemand die Richtigkeit ihrer Behauptungen bestritt. Kurz und gut,

sie waren sehr klug, diese Mönche, aber — fromm waren sie im letzten Grunde nicht.

Ganz anders unsere Väter. Was wußten denn die von Gott? Garnichts. Aber gerade je weniger sie von ihm wußten, umso tiefer fühlten sie ihn überall, umso deutlicher sahen sie ihn und hörten seine Stimme. Sauste und brauste er nicht als der Sturm durch ihre Wälder hindurch? Säuselte er nicht im Frühlingshauch über die Auen hin? Raunten nicht die Tannen ihr leises Lied, dessen Melodie tief ins Herz drang? Klang und sang es nicht im sprudelnden Quell, im murmelnden Bach in einer Sprache, die zwar die Menschen nicht sprechen, aber die doch dem lauschenden Herzen ganz vernehmlich ist, tief ergreifend? Was ist das? Gott ist das. Der Atem, der durch die Welt geht. Er ist im Menschen. Daher ist der Storch der Adebar, der Atembringer. Er ist aber auch in den Dingen, in Blumen und Bäumen, in Bach und Wald. Was sich da zeigt, das ist das Ewige. Was sich in diesen Erscheinungen auswirkt und darstellt, sind die Lebensoffenbarungen des Lebendigen. Erscheinungen sind unseren Vätern eben nur Erscheinungen, hinter denen das wirkliche Sein steht. Alle Stimmen, die sie vernehmen in der weiten Natur, sind Stimmen dessen, der tausend Sprachen spricht, und den doch niemand ganz erfaßt. Alle diese bunten und mannigfaltigen Dinge sind nur, weil die Gottheit ist, und sie sind alle so, weil die Gottheit sie so haben will. Gott ist eben des Lebens ewige Kraft und Freude. Das war der nicht ausgesprochene, wohl aber tief innerlich gefühlte, selbstverständliche Glaube der Alten.

Die Toten mögen Wissende sein. Lebender Menschen Schicksal ist es, entweder Zweifelnde oder Glaubende zu sein. Damit hatten die Väter Gott viel tiefer erfaßt als die Mönche, die sie erst bekehren wollten. Die wandten sich an den Verstand. Der kann Rätsel lösen. Aber das große Lebensgeheimnis selbst in seiner Vielspältigkeit, in seiner vielklingenden Erscheinung, das löst kein Mensch. Das empfindet man staunend, ahnend. Vor dem kann man sich nur beugen.

Die ganze Welt war für unsere Väter voller Gespenster. Lauter kleine unheimliche Geister, die sich regen in Busch und Baum. Gespenster können nach alter Sage den Menschen zu Tode fragen, können ihn auch zu Tode plagen. Aber wer sich in dieser Gespensterwelt lebendig erhalten will, wer trotzigen Lebenswillen, nein, natürlichen Lebensdrang in sich hat, dessen Herz glaubt an das Leben hinter allen Lebenserscheinungen und fühlt sich selbst getragen von diesem großen Göttlichen.

Hat nicht Jesus dieselbe Auffassung, besser, beruht nicht Jesu Frömmigkeit auf dem gleichen Erlebnis? Er dankt auch seinem Vater, daß er's den Klugen und Weisen vorenthalten und den Kindern und Unmündigen offenbart hat, und wer nicht wird wie ein Kind, der ist nicht geschickt zum Empfang der Herrschaft Gottes. Wir werden erst wieder fromm, wenn wir all das Angebildete von uns werfen und unser Herz wieder fähig wird, das geheimnisvolle Rauschen der Kräfte im Leben und in der Geschichte zu fühlen. Dann werden wir auch wieder froh werden. Nicht fröhlich, weil die Augen zu viel Widersinniges und Unsinniges sehen, wohl aber froh, weil das Herz in allem die Offenbarung der ewig zielsetzenden und darum richtunggebenden Kraft Gottes erlebt. Fromm sein heißt, männlich und mutig und doch ein Kind sein. Hinnehmen und schaffen wollen, nicht zu den Wissenden und alles besser Wissenden gehören, sondern zu denen, die das Geheimnis verehren, die den reinen Hauch göttlichen Geistes verspüren möchten mit offenem Herzen und reinem Sinn. — —

Die Mönche kamen und sagten: Dies hier müßt ihr glauben, hier sind die Sätze, die ihr annehmen müßt. Das ist eure Pflicht, das verlangt der Ewige, das ist der Dienst, den ihr ihm erweisen müßt, wenn ihr zu der Gemeinde Gottes gehören wollt, zu der Schar derer, die den Christus anerkennen. Das Glaubensbekenntnis ist unerläßliche Vorbedingung. Nun beugt euren steifen Nacken und zwingt euren Verstand in dieses Joch.

Unsere Väter standen wie die Kinder ratlos da bei solcher Rede. Glauben müssen? „Frei ist der Geist und ohne Zwang der Glaube." Er darf sich nicht knechten und nicht binden lassen. Auch nicht vom Priesterjoch. Der Verstand ist eine heilige Gabe, die sich nicht selbst zum Opfer bringen darf. Glauben müssen, nein, glauben dürfen. Glaube ist nicht erste Pflicht, sondern erstes Recht jeder frommen Seele. Wer wie unsere Väter mit leuchtenden Augen jeden Morgen die Lichtkraft wieder kommen sah, wer den siegenden Frühling wieder erleben durfte, wenn Schnee und Eis dahinsanken und der Ackerboden sich öffnete wie ein jungfräulicher Schoß, um neue Saat zu empfangen, wer den Sommer kommen sah mit seinem Gluthauch, wo alles reifte, was Händefleiß gewirkt, wer den Herbst erlebte und die Früchte am Baum begrüßte und die langen Wintermonate über nach nichts durstig war als nach neuem Licht — kurz, wer diese Lichtkraft überall in ihrer Wirksamkeit empfand und sich von ihr abhängig und gesegnet wußte, der wollte zunächst garnichts anderes, als dankbar anerkennen, was ohne alles Ver-

dienst und Würdigkeit ohne alles Zutun geschenkt wird. Der wollte Dankesopfer darbringen für das, was ihm täglich und reichlich dargebracht wurde, und darum war dankbares Vertrauen, Verbundensein in Ehrfurcht und Liebe das erste Recht. Da gab's kein Dogma, kein Bekenntnis, keine Formel, nur eine Selbstverständlichkeit, der man sich freute: Kinder des großen Vaters dürfen ihre Hände falten und beten.

Nicht anders Jesus. Glauben müssen, das war es, was er haßte. Glauben dürfen, Vater sagen dürfen überall und Vater sagen können auch in der Not, auch wenn der Feind siegt, auch wenn das eigene Volk höhnt, auch wenn man sterbend sein Haupt neigen muß. Vater sagen können, das ist das Ein-und-Alles. Die Klugen mögen Gott erfassen wollen. Die Frommen fühlen: in Gott leben, weben und sind wir, wir sind seines Geschlechts, des Schöpfergottes schöpferische Kinder, des Heldenvaters heldenhafte Söhne.

Darum kam es unseren Vätern auch so merkwürdig vor, daß die Mönche ihnen sagten, ihr müßt in die Kirche kommen, müßt da beten oder da, um diese Morgenstunde oder um jene Abendstunde. Beten müssen? Ja, sie beteten allerdings auch und sie beteten auch, weil sie es mußten. Aber nicht, weil irgend jemand von draußen her sie dazu zwang, sondern weil sie beten durften. Ihre Lebenserfahrung, ihr Inneres trieb sie dazu. Für die Mönche war das Gebet um Gottes willen da. Ihn zu ehren, ihm einen Dienst zu tun. Unsere Väter aber wollten nur ihrer kindlichen Gesinnung Ausdruck geben. —

Wenn man fragt: Wie sah der Gott Jesu aus? Wir wissen es nicht. Warum nicht? Weil Jesus es nie für der Mühe wert gehalten hat, eine Erklärung von Gott zu geben, geschweige denn eine beschreibende Darstellung. Das einzige Wort, das sich als heilige Reliquie aus der Zeit des Urchristentums erhalten hat, das einzige, von dem wir, soweit es überhaupt geschichtliche Bestimmtheiten gibt, bestimmt sagen dürfen, daß er es gesprochen hat, ist das Gebet: Abba, lieber Vater. Wer das nicht nachfühlen, dankbar kindlich nachbeten kann, der hat den Geist der Frömmigkeit Jesu nicht erfaßt.

Hier gilt es wirklich ein Zurückgehen dahin, wo die Frömmigkeit nicht als Strom, sondern in Urquellkraft sich zeigt. Die Mönche und Pfaffen mit ihrer Gelehrsamkeit müssen schweigen. All unser stolzes Wissen von Gott, von dem wir ja doch nichts wissen können, muß hinweggeräumt werden. Der Verstand muß schweigen, damit das Herz wieder reden darf: Abba, lieber Vater, wir danken dir, daß wir deine Kinder sein dürfen. — —

Die Mönche hatten allerlei feine Satzungen ausgeklügelt, die den Lebensweg des Einzelnen so fein absteckten, daß er unter Garantie in den Himmel gelangen mußte. Von diesem Himmelsweg wollten unsere Väter nichts wissen. Ihr Gott kommt aus dem Herzen. Im Gemüt lebt Gott als des Menschen Bestes wegweisendes Selbst. Die Götter sind die Träger der Kraft und der Weisheit, die Verkörperer höchster Sittlichkeit. Sie sind der Urquell alles Rechts in der Familie, im Haus, in der Gemeinde. Sie sind es, denen wir die ungeschriebenen Gesetze verdanken, die jeder einzelne in seiner Brust trägt. Geschriebene Gesetze mögen vergehen, wie der Griffel, der sie schrieb, wie das Messer, das sie einritzte, aber was im Menschenherzen als ungeschrieben lebt, weil es unschreibbar ist, als unausgesprochen, weil es unaussprechlich ist, was da drinnen lebt als Pflicht, als Verantwortlichkeitsgefühl, das haben die Götter hineingelegt. Darum ist es Leben. Darum ist es unauslöschlich. Darum steht es erhaben über jeder anderen Vorschrift als Gottesweg des Lebens. Und die Götter hassen nicht diejenigen, die dieses oder jenes nicht glauben, und hassen nicht diejenigen, die diese oder jene kirchlichen Vorschriften vernachlässigen, sie hassen jeden, der sich gegen das Gewissen versündigt, jeden, der feige, raubgierig, habsüchtig für sich gewinnen will und den Geist der Gemeinschaft zerstört. Und sie lieben jeden, der seinem Gewissen folgt und so den Gotteswillen in Gemeinde und Volk zur Verwirklichung bringt.

Bei Jesus finden wir genau dieselbe Stimmung und Gesinnung. Fragt man: was hat Jesus zu tun befohlen? Wir wissen es nicht. Jesus hat es nicht für der Mühe wert gehalten, dem einzelnen im einzelnen zu sagen, was er tun soll. Er sagt: ihr wißt selber, was recht und gut ist, ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater vollkommen ist. Ihr sollt das Göttliche in euch von ganzem Herzen und von ganzer Seele lieben. Die Gesinnung ist alles, das einzelne Tun ist Sache des einzelnen. — —

*

Die Mönche sagten: Wir wollen eine Kirche bauen. Die soll das Haus Gottes sein. Da ist er in besonderem Sinn gegenwärtig. Darum muß sich in ihr das ganze Frömmigkeitsleben abspielen. Von ihr strömen besondere Segnungen und Gnaden aus.

Wie? sagten unsere Väter, Gott soll wie wir in einem Hause wohnen? Er, gebannt an einen bestimmten Ort? Ihn will man beschränken und einengen? Er ist nicht

überall gleich stark, gleich groß, gleich rein vorhanden? Wir haben keine Kirche nötig. Wir leben ja den ganzen Tag in Gott und von Gott. Wir sehen seine Geschöpfe. Wir ahnen seine Kraft. Wir wohnen in unsern Häusern, aus den Augen unserer Kinder schaut Gott uns an. In der mahnenden Stimme der Pflicht spricht er, in der Rechtsversammlung fällt er sein Urteil. Wo der Herd ist, um den der Kreis einer Familie sich betend sammelt, da ist allemal Gott. Wo der Vater betet mit den Seinen, wo die Helden des Gaus sich versammeln zur Schlacht, wo man am Feldrain die Ähre stehen läßt für Wodans Pferd — allüberall ist Gott; wir brauchen keine Kirche.

War's nicht bei Jesus genau so? Wo zwei oder drei versammelt sind im frommen Gefühl der Gemeinsamkeit, da ist Gott mitten unter ihnen. Was fragt Gott nach dem Tempel, nach Garizim und Zion? Für Jesus war alles belebt von Gott, und darum lebte ihm Gott überall. Er betete, wo er ging und stand, wars im Kämmerlein, wars im Garten draußen, wars am Kreuz. — —

*

Priester und Mönche kamen zu unseren Vätern und sagten: Wir sind die Mittler zwischen euch und Gott. Wie mögen da die kleinen Germanenjungen staunend, kichernd wohl solcher Rede gelauscht haben? „Priester, — das ist doch mein Vater. Bei uns zuhause am Herd, da betet doch mein Vater. Der bringt das Opfer für uns dar, weil in ihm des Hauses Sitte und die Gemeinschaft der Familie verkörpert ist.“ So etwa mag dieser oder jener unter den Jungen geantwortet haben.

Hatten sie nicht recht? Liegt dieselbe Anschauung nicht der Verkündigung Jesu zugrunde? Wenn der Mensch mit seinem Gott in Ordnung kommen will, dann soll er nicht diesen oder jenen holen, dann darf er sich auch nicht dahin stellen, wo andere ihn sehen und hören, nein, dahin muß er gehen, wo er ganz allein ist, da ist er selbst der Priester seines Gottes. Da muß er sein Herz ausschütten und es wieder füllen lassen mit göttlicher Reinheit. Da muß man einmal vergessen alle Eitelkeit und widerliche Selbstsucht und Gott ins Herz hineinstrahlen lassen.

Wenn man diese allgemeinen Gedanken, die der Wodansreligion unserer Väter und der Religion Jesu zugrunde liegen, sich einmal durch Kopf und Herz gehen läßt, so lernt man nicht nur die Wesensart unseres Volkes, die in ihm wohnende Frömmigkeitskraft kennen, nein, man empfindet,

wie verflacht wir sind im Gegensatz zu den Vätern in diesen höchsten Dingen, wie wenig ursprünglich das ist, was wir Frömmigkeit nennen, wie wenig das von innen kommt, wie wenig es sich als Herzensreinheit, Herzensgesinnung und Willensbetätigung zeigt. In diesem einen Punkte, so verschieden die ganze Umkleidung sonst sein mag, stimmen die Väter und Jesus völlig überein: Der Mensch hat das Recht auf dankbares Vertrauen gegenüber dem Ewigen und soll nichts weiter wollen, als das Ewige hinausstrahlen, es hineinwerfen in die wogende Zeit.

III.

Die Erkenntnis ist das Erbe
Nicht der Weisen, nein, der Frommen;
Nicht im Grübeln, nein, im Beten
Wird die Offenbarung kommen.
Soll ein Menschenauge schauen,
Muß der Himmel sich erschließen
Und ein Strahl von seinem Lichte
In das dunkle Herz sich gießen.
Dieses Lichts nur einen Schimmer
Gieß auf meine dunklen Pfade;
Gott, mein Gott, in meine Seele
Einen Strahl nur deiner Gnade.

(Nach Weber, Dreizehnlinden).

Wo wohnt der liebe Gott? Das ist eine oberflächliche, kindische Frage und zugleich eine tiefernste, kindliche. Sag' mir, wo dein Gott geboren ist, wo dein Glaube ihn sucht, ihn fühlt, ihn trägt, und ich will dir sagen, ob du Gottes bist oder ob dein Gott nur Götze ist. Denn wenn der Intellekt die Stätte ist, da der Gott-mensch-bund geschlossen wird, wenn Gott also das Produkt des Nachdenkens, der Verstandestätigkeit ist, so hat er, wie alle Kinder des Denkens, etwas Schwankendes, und er muß es sich gefallen lassen, umgestoßen, geändert, vertauscht zu werden. Dieses Schwankende überträgt sich ganz von selbst auf den, der sich darauf verläßt. So ist Gott kein Halt mehr, hat keinen Halt und gibt keinen, sondern ist einfach ein Götze. Denn ob aus Holz geschnitzt oder mit dem Verstande zurechtgeklügelt — Zerstörbares ist und bleibt Götze. Wer Gott nicht fühlt, wer nicht aus ihm lebt mit seiner ganzen Persönlichkeit, der hat keinen Gott; denn für alles mag es Ersatz geben — für Gott nie. Entweder ist er oder er ist nicht.

Wo der Gottesglaube wirklich ist, wo die Frömmigkeit ursprünglich ist, da sprudelt sie als ein Muß, als ein Gezwungenwerden aus dem Menschen hervor. Da ist sie

eine Lebensregung der Seele, da ist Gott das unabweisbare Bedürfnis unseres Seins. Er wird geboren und nicht gemacht. Er steigt auf aus der Unergründlichkeit der fühlenden Seele, wie die Göttin aus dem Meeresschaum. Erst klopft er von drinnen an, die Seele lauscht, sie beugt sich oder sie lehnt ab. Sie läßt ihn schalten und walten oder sie verzichtet auf ihn. Wo aber eine Seele die Regung des Geisteslebens in sich gären fühlt, wo sie die Kräfte verspürt, die ziehenden, treibenden Kräfte, hinaus zu streben über alles Gewordene, auch über das gewordene Ich, ins Reich der Schönheit und der Kraft wie in die ewige Heimat, da hat sie das Bedürfnis, diese Kraft als Herrschermacht über sich anzuerkennen und dankbar sich ihr hinzugeben. Da liebt sie ihn, der nicht nur Wolken, Luft und Winden Wege, Lauf und Bahnen gibt, nein, der Menschentum und Menschensehnsucht hineinlegt in unser Herz. Da liebt sie ihn, nicht, weil sie es soll, nicht, weil es gefordert wird, sondern weil sie es muß. Ein unerklärlicher Zwang legt sich ihr auf: Gott wird nicht geboren im Verstand, nicht im Gebiet des bewußten Willens, sondern er steigt auf aus jener undurchdringlichen, undurchschaubaren Tiefe des menschlichen Geisteslebens, über deren Pforte nicht steht: ich will, sondern: ich muß.

Und weil unsere Väter zu solch kindlichem Müssen die unverdorbene Kraft hatten, weil sie die Welt und sich selbst voller Kräfte sahen, die ohne ihr Zutun wirkten und webten, weil alle Geschöpfe, sie selber auch, nur Abbilder waren, nur schwache Verkörperungen jener Kräfte, die in ihnen wirkten und durch sie wirken wollten, so wurzelte Gott nicht bei ihnen im Verstehen, sondern ganz wo anderwärts. Er saß tief im Herzen als Herr, als König, als unsichtbarer und unbedingter Herr und König. Sie liebten ihn, weil sie ihn lieben mußten. Sie verehrten ihn, weil sie ihn nicht erfassen wollten noch konnten. Sie opferten ihm, weil er das Leben durchdrang, weil er sie durchdrang.

Daher überrascht auch garnicht die Nachricht, daß unsere Väter keine Götterbilder hatten. Ihre Heiligtümer waren Haine, Felsen und Bäume in heiligen Wäldern, und es gab Götterhaine, die betraten sie nur mit gebundenen Händen. Sie, die sonst frei waren, beugten und banden sich freiwillig, um ihre Unfreiheit gegenüber dem höchsten Wesen zu bezeugen. Niemandem waren sie untertan, nur Ihm. Ihm gegenüber machten sie keine Eigenforderung geltend.

Unwillkürlich drängt sich wieder hier die Übereinstimmung mit der religiösen Auffassung Jesu auf. Er fordert auch ein Entweder-Oder, ein Ganz oder Garnichts im Verhalten und Verhältnis zu Gott. Ihn muß der Mensch lieben

mit seinem ganzen Herzen, mit seiner ganzen Seele und mit allen seinen Gedanken. Es gilt auch keinen Eigenwillen und kein Eigeninteresse. Wenn und wo diese Liebe ist, da fordert sie den ganzen Menschen.

Und die selbstverständliche Folgerung aus dieser Anschauung ist die, daß der Mensch das Leben hinzunehmen hat, so wie es ist, mit seinen Schwierigkeiten und Hemmungen als aus der Hand Gottes kommend. Darum ist er ein Kämpfender, weil eben das ganze Leben ein Kampf ist. Jeder Fromme kämpft, weil er fromm ist, sowie die Götter auch. Sie, die Träger und Bringer des Lichts, ringen in immer wiederkehrendem und immer wechselndem Kampf mit der Finsternis.

Und der Fromme muß das Leben als Kampf bejahen, weil es eben die Offenbarungsstätte Gottes ist, muß ohne Bitterkeit es bejahen. Ein pessimistischer Grundgedanke in der Lebenserfassung hat bei den Frommen keinen Platz. Tapferen Sinnes wird jede trübselige Regung zurückgedrängt, jedes selbstsüchtige Begehren nach Ruhe überwunden, der Kämpfende muß fröhlich sein.

Derselbe Grundgedanke durchzieht auch die Religiosität Jesu. Auch hier Lebensbejahung. Auch hier Kampfeswille, der opferfreudig ist. Wenn du traurig bist, salbe dein Haupt mit Öl, wenn du fastest, zeige den Menschen ein freundliches Antlitz. Die Kirche mit ihrer Fastenübung tritt weit zurück hinter dieser Lebensbejahung, daher die selbstverständliche Abneigung der innerlich höher stehenden germanischen Auffassung gegen diese sogenannte christliche. — —

*

Nun muß man im Kampfe Opfer bringen. Hohes muß man hingeben, wenn Höheres erlangt werden soll. So hielten es unsere Väter. Hat doch auch Wodan sein Auge geopfert, als es galt, die Tiefe der Weisheit zu durchschauen, Tiu seine Hand geopfert, als es galt, das wilde Ungeheuer zu überwinden.

Wieder zeigt sich hier die Gleichheit der inneren Stimmung in der Religion Jesu und der der Väter. Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß' es aus. Es ist dir besser, einäugig das Wohlgefallen der Gottheit zu erringen, als sehend ins Verderben zu gehen. Will deine Hand dich zum Bösen verführen, schlag' sie ab. Besser verstümmelt seiner eigensten Bestimmung näher zu kommen, als alle Glieder zu besitzen. Leitet dich dein Fuß auf den Weg des Bösen, weg mit ihm, besser lahm und gut, als gehend und schlecht. Durch das

Läuterungsfeuer der Entsagung und des Verzichts muß hindurch, wer ewigen Wert erringen will.

Hauptsache war und blieb den Vätern, mit den ewigen Gesetzen in Einklang zu kommen, den göttlichen Ideen der Kraft, der Ordnung und der Schönheit in sich selber Geltung zu verschaffen; denn diese drei waren die ewigen Ideen. Wenigstens gewinnt man diesen Eindruck, sobald man alles überdenkt, was an Opfern, religiösen Einrichtungen und Sitten im häuslichen Leben sowie in der Gemeinde Anerkennung fand. Kraft waren die Götter — das sah man täglich. Auf Unverbrüchlichkeit der Ordnung hielten sie, das bewies der stete Wechsel von Tag und Nacht, das regelmäßige Kommen und Gehen der Jahreszeiten. Und Schönheit streuten sie überall aus. So war denn das Zeichen und der Erweis altväterlicher Frömmigkeit die Betätigung der Kraft in Krieg und Arbeit. Sodann die unbedingte Anerkennung des Rechtes, das im Namen Gottes und im Angesicht der unsichtbaren Götter gesprochen wurde. Obwohl sie keine geschriebenen Gesetze kannten, ja gegen ihre Einführung aufs Schärfste protestierten, war das Rechtsempfinden unserer Väter überaus fein ausgeprägt, das Gemeinwohl als Gemeingeist wurde gefordert, und wer dagegen verstieß, verstieß gegen niemand Geringeres als gegen die Gottheit selbst. Und endlich war ihr Sinn für Schönheit ebenfalls zart und sinnig. Uns hat man künstlich ein Bild gemalt von den Vätern, das nichts als Ruppigkeit und Brutalität verrät. Sie lagen auf ihren Bärenhäuten und ergaben sich dem Trunk und dem Spiel. Die beiden Tatsachen aber, daß der Tisch beim Essen stets mit Blumen geschmückt wurde, und daß alle Künste gerade bei den Germanen eine so überaus lebhafte, fast gierige Aufnahme fanden, sind der äußerliche und innerliche Beweis ihres Schönheitssinnes.

Wieder muß man Jesus in Parallele stellen. Auch er hält nichts vom Träumen. Die Tat ist ihm alles und die Tapferkeit. Auch er hält nichts von den Satzungen der Väter, von Menschengeboten und Überlieferung. Die niemals wechselnden, ungeschriebenen Forderungen der Nächstenliebe, des Kindessinnes, der Vater und Mutter ehrt, sind ihm alles. Auch er sucht das Auge von allem Gemachten und Künstlichen weg auf die natürlichen Offenbarungen der ewigen Güte im Blühen der Blumen und im Flug der Vögel einzustellen. — —

Und damit der Sinn sich nicht untätig ins Wette verliere, so ist das Allererste, daß der Mensch treu sein muß den Seinen im Hause, in der Familie, in Hundschaft und Gau. Gemeinsinn haben, das ist das Erste und das Allernächste. Wer das übersieht, schließt sich selber aus von der Gottheit; denn die Gottheit schließt die Menschen zu Familien und Gruppen zusammen. Darum mußt du deine Heimat lieben und für sie eintreten, lebend und sterbend. So hielten es unsere Väter. Verräter und Überläufer werden gnadlos gehängt. Das verlangt Wodan. Alles Echte, alles Adlige wurzelt in heimatlicher Erde. An ihr hat der unverdorbene Mensch seine Freude. Er liebt sie, weil er sie lieben muß. Wer gegen sie sich vergeht, wer gegen Familie und Sippe zerstörend vorgeht, der soll friedlos sein, „soweit Feuer brennt und Erde grünt, Kind nach der Mutter schreit und Mutter Kind gebiert, soweit Schiff schreitet, Schild blinkt, Sonne den Schnee schmilzt, Feuer fliegt, Föhre wächst, Habicht fliegt den langen Frühlingstag und der Wind steht unter seinen Flügeln, soweit Himmel sich wölbt, Welt gebaut ist, Winde brausen, Gras grünt und Blume blüht." Die Götter sind die Urväter heimatlicher Kraft und Ehre. Sie fördern und fordern daher, daß der einzelne sich dem Gedeihen der vaterländischen Kraft widme.

Und nun kamen die christlichen Priester und die forderten: Du sollst etwas mehr lieben als deine Heimat, das ist die Kirche. Das Band, das dich mit den Deinen verbindet, ist nicht das höchste und festeste. Der Sachse soll anbeten, was Judenchristen, Griechen, Römer und Franken alle gemeinsam anbeten, seine Liebe darf nicht stehen bleiben. Weiter! Weiter!

Das war ein Verlangen, das man wirklich von einem stolzen, seiner selbst und seiner göttlichen Abkunft bewußten Volk nicht fordern konnte. Die Gottheit mag so groß sein, daß sie alles liebend umfaßt; der Mensch, räumlich und zeitlich beschränkt, muß, will er echt und tätig bleiben in seiner Liebe, sie begrenzen.

Wieder berühren sich hier Wodanfrömmigkeit und Jesusreligion ganz nahe. Jesus hat auch nur gefordert: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Da gibts genug und übergenug zu tun. Er hat seine Jünger nicht auf die Straße der Heiden gesandt, wie er selber das Brot nicht vor die Hunde werfen, sondern den Kindern seines Volkes zuwenden wollte. Er hat ihnen verboten, die Orte der Samariter zu betreten. Der bekannte Missionsbefehl: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker, kann nie von ihm gesprochen sein. Man hat auch nicht gewagt, ihn dem

historischen Jesus in den Mund zu legen. Man ließ ihn von dem Auferstandenen gesprochen sein, und auch das hat erst die legendarische Darstellung einer späteren Zeit gewagt. Hätte Jesus wirklich das oder auch nur etwas Ähnliches von seinen Jüngern gefordert, so hätte Paulus nicht erst so lange um sein Recht, zu den Heiden zu gehen, kämpfen müssen. — —

*

Im schroffen Gegensatz zu dieser Auffassung, die dem Wohl der Gemeinschaft, in welcher der Mensch lebt, sich widmet, und die die Erfüllung des göttlichen Gebotes durch den Menschen in der Hingabe an diese Gemeinschaft sieht, steht jede Art von Profitsucht, von einseitiger Berücksichtigung der Eigeninteressen, die in unser Wirtschaftsleben eingekehrt ist, steht der Materialismus, der jede Erziehung zu einer höheren, reineren Lebensauffassung unterbindet, der die große sittliche Idee der Gemeinschaft völlig in den Hintergrund stellt. Wo Reichwerden alles ist, da ist die Erhaltung und Entfaltung des Gemeinschaftslebens nichts mehr. Da spielt die Rücksicht auf Menschenwürde und Menschenrechte keine Rolle. Da verliert die Erziehung ihren völkischen und verbindenden Gedanken aus dem Auge und wird herabgewürdigt zur Heranbildung einer Summe von Einzelmenschen, die zwar geschäftstüchtig sind, denen aber jede Art von Gemeingeist fehlt. Und so wird der einzelne unter solcher Anweisung immer unseelischer und unseliger. Sein Erfolgstreben und sein Genußleben werden zur Gier. Skrupellose Vorteilsinteressen werden die Allherrscher. Gott als Gemeinschaftsgeist stirbt.

Diese Lebensauffassung und Erziehung zu solchem Materialismus ist, soweit ich sehe, ein Import aus dem Land jenseits des Kanals. Die englische Volkswirtschaftslehre in Nacktkultur wurde bei uns eingeführt und hat das Volksverbindende, das vaterländische Gefühl einfach erstickt. Der deutsche Gott starb, Mammon siegte.

In dieser traurigen Tatsache hat sich eine alte germanische Volksauffassung in Wirklichkeit umgesetzt, die England als die Gegend des Sonnenuntergangs und als das Land der Toten ansah. Prokop, der Geschichtsschreiber der justinianischen Kriege, berichtet uns eine Sage: Am Festland, das Britannien gegenüber liegt, sind viele Dörfer. Ihre Bewohner leben von Fischfang, Ackerbau und Schiffahrt. Sie sind den Franken untertan, aber sie zahlen ihnen keinen Tribut, da sie von Alters her die beschwerliche Aufgabe haben, abwechselnd die Seelen der Verstorbenen nach

England überzusetzen. Kurz vor Mitternacht merken sie, daß es an ihre Tür klopft. Sie hören die Stimme eines Unsichtbaren, der sie an die Arbeit ruft. Sie stehen auf, ohne sich zu besinnen und gehen an den Strand, durch eine unbekannte Macht angetrieben. Dort finden sie Kähne vor zur Abfahrt bereit, die sind ganz menschenleer. Es sind nicht ihre eigenen Kähne, es sind fremde. Schweigend steigen sie ein und greifen zu den Rudern. Dann fühlen sie, wie die Schiffe durch die Menge der Mitfahrenden so schwer belastet werden, daß sie bis an die Deckbalken und die Rudereinschnitte im Wasser liegen. Kaum einen Finger breit ragen sie über den Meeresspiegel hinweg. Zu sehen aber ist auf dem Schiffe niemand. In einer Stunde sind sie drüben, während sonst die Überfahrt eine Nacht und einen Tag dauert. Angekommen entleert sich das Schiff und wird so leicht, daß nur noch der Kiel die Wellen berührt. Sie sehen niemanden auf der Reise, niemanden bei der Landung, aber sie hören eine Stimme, die von jedem Neuankommenden Namen, Stand und Wohnort ausruft. Bis ins 13. Jahrhundert hinein soll sich das Wort im Volk erhalten haben: „Wie klingen die Glocken von Engelland."

Wer Ohren hat, zu hören, der hört auch durch den jetzigen Zeitgeist hindurch die Glocken von Engelland, die alten germanischen Geist, Väterglauben und Väterart zugrabe läuten. Gier und wilde Ichsucht zerstören alle Bande. Geldreichtum hat die Seele arm gemacht. Vorteilssucht hat die Geister niedergebrochen und mutlosen Fatalismus erzeugt. Die Liebe, die mehr ist, nein, die etwas anderes ist als Wohlgefallen und Wohlwollen und Wohltat, die Liebe, die dankbar opfern muß der Gemeinschaft, der sie alles verdankt, die aus Freude geboren, aus dem Muß des Herzens erwachsen, Werte schaffen muß, Sonne bringen muß, wenn anders sie wertvoll und Sonne bleiben will — tot ist sie. Sie fuhr hinüber auf dem sagenhaften Schiff ins Land jenseits des Kanals. Dort liegt sie begraben.

Das Wort Jesu von der Nächstenliebe hätte, anknüpfend an germanische Art, unser Volk wunderbar verfeinern können. Denn auch er verlangt nicht irgend eine gutmütige weiche Stimmung. Weil er liebte, darum fordert seine Liebe von ihm das Opfer des Lebens. Er liebt seine Jünger, darum verlangt er von ihnen die Erfüllung schwerer Aufgaben, so schwer, daß er sie dem reichen Jüngling, daß er sie unentschlossenen Leuten nicht zutrauen durfte. Man kann nicht Gott dienen und dem Mammon. Nur wo eine große Freude, ein Gefühl für den Wert des Nächsten der Wurzelboden ist, da wächst der Lebensbaum der Liebe.

Wodanreligion und Jesusfrömmigkeit sind tot in unserer Zeit. Jeder will sich erst einmal sichern. Er will ein Einkommen haben, das zum Auskommen reicht. Jeder will seine Arbeitszeit kürzen. Jeder verlangt Rechte. Gewiß, unsere staatliche Fürsorge, unsere sozialen Maßnahmen, unsere Bodenreform, unsere fortschrittlichen Gesetze, unsere Besserung der Betriebsformen, unser Umbau der politischen Ordnung — alles gut, alles sehr gut! Aber alles das reicht nicht aus. Wir kommen zum Frieden erst wieder, wenn wir alle guten Willens werden. Wenn unsere Geistesart wieder deutsch und unsere Geistesordnung wieder im Sinn Jesu hergestellt wird. Ehrfürchtige Hingabe und opferfreudige Triebkraft, Liebe aus Freude am Gegebenen und aus Dankbarkeit für das in der Heimat Geschenkte werden es erreichen, daß das Wort Bebels Wirklichkeit wird, dieses unser Vaterland zu einem Land zu machen, wie es nirgends in der Welt in ähnlicher Vollkommenheit und Schöne besteht.

IV.

Bei den Großvätern ist die Weisheit und der Verstand bei den Alten, so steht geschrieben im Buche Hiob. Die Wahrheit des Wortes erkennen wir Deutschen leicht, wenn wir zwei Tatsachen bedenken aus der alten Religion unserer Väter, die für gewöhnlich gar nicht beachtet werden. Die eine Tatsache ist diese: unsere Väter meinten, die Welt wäre eher gewesen als die Götter. Das klingt furchtbar kindlich und ist nach meiner Auffassung eine überaus tiefe Anschauung. Woher das große Ungeheuer kam, aus dem die Welt ward, woher das unendliche Chaos kam, aus dem der Kosmos wurde, das war ihnen furchtbar gleichgültig. Ob die Götter die Welt geschaffen, ob die Welt sich entwickelt hat aus ganz kleinen Anfängen, ob das All langsam oder in einem Akt entstand — was haben wir für unseren Glauben von solchen Vorstellungen? Unsere Väter scheinen mir das Richtige getroffen zu haben, wenn sie sagten: die Welt war, die Götter aber haben sie erst bewohnbar gemacht. Die haben erst das Leben ermöglicht. Die Götter sind die Kräfte, die Ordnung schaffen und dem Menschen es gestatten, innerhalb dieser Ordnung nach ewigen unabänderlichen Gesetzen zu wandeln. Die Götter sinds, die ihnen die Wege gewiesen haben und die ihnen die Kraft gaben, nun mit ihren Kräften die Erde sich untertan zu machen.

Nach alter deutscher Auffassung heißt es nicht: im Anfang waren die Götter, sondern, wenn ausgesprochen, würde es heißen: die Götter stehen am Anfang *der Geschichte*. Sie sind mit den Menschen geworden und ge-

wachsen. Sie sind die unheimlichen, allerfüllenden Quellkräfte, aus denen der Mensch sich füllen muß mit neuer Kraft, wenn er etwas leisten will. Sie sind der Inbegriff der lebengestaltenden, lebenbildenden Mächte. Darum darf sich niemand den Göttern entziehen. Wollte einer ohne Gott durchs Leben gehen, so würde er einfach sich ausschließen von der lebenfördernden Kraft. Und darum: jeder Mensch, der leiten oder etwas leisten will, der ist erfüllt von den Göttern.

Daher die zweite Tatsache: Feiglinge und Lüstlinge wurden einfach in den Sumpf versenkt, weil man sie den Augen der Götter entziehen wollte. Das war doch zu traurig für die erhabenen Götter, anzusehen, daß es jemanden gab, der sie verleugnete in seiner ganzen Lebensart. Denn der Feigling will nichts weiter, als sein bischen Leben retten. Daß er sich hingibt einer großen Sache und einer großen Kraft und von dieser großen Kraft auch durch den Tod sich stoßen läßt, das sollte man von jedem Menschen erwarten. Wo es nicht der Fall ist, da muß man den Menschen den Augen der Götter entziehen.

Nun aber: wie kommt es, daß man zu den Feiglingen die Lüstlinge stellt? Wieder etwas überaus Feinsinniges! Weil im Feigling wie im Lüstling dieselben Triebkräfte vorhanden sind. Der Lüstling hat auch keine Lust, seine eigene Sucht zu besiegen, er will seinem gierigen Verlangen rücksichtslos nachleben. Aber sich selber dem Dienst des Lebens oder der Gemeinsamkeit hingeben, dazu ist er nicht im Stande. Er zerstört, indem er gewinnt; er vernichtet, indem er begehrt. Beide Auffassungen sind wunderbare Belege für den tief religiösen Ernst und für die deutsche Gewissenhaftigkeit, wundervolle Grundanschauungen, nicht von zeitlicher Bedeutung, sondern Grundanschauungen, die überall da sind und sein müssen, wo wahre Frömmigkeit im Menschen leben soll. Erst muß man sich einmal hingeben den göttlich-reinen, reinigenden Kräften, erst muß man einmal fühlen, daß die Gottheit nicht nur in den Wäldern wohnt, sondern Wohnung haben will in den Herzen, erst muß man sich zum Opfer bringen den Göttern, um dann die Fähigkeit zu haben, sich und seine Kräfte hinzugeben.

Es liegt dem Ganzen eine wundersam zarte Auffassung zugrunde vom Wesen des Menschen. Gewiß ist der Mensch eine Sache und ist vergänglich und steht in der Hand jener Kräfte, die nun einmal über uns herrschen, von denen wir absolut abhängig sind. Aber der Mensch ist mehr, ist eine Persönlichkeit von ewigem Gehalt. Dieses Bild dessen, was jeder einzelne Mensch werden kann und werden soll, trägt jeder in sich. Das ist erst Bildung, wenn man dieses Ideal

in sich verwirklicht und verkörpert. Das kostet viel Anstrengung. Man darf nicht feige sein. Man muß sich selbst besiegen. So wird man reich. Alle Zwecke, die der Mensch im Leben verfolgt, mögen sehr gut und schön sein; aber sein Selbstzweck ist dieser: daß er seine göttliche Eigenart und seinen göttlichen Eigenwert erkennt und anerkennt, ausbildet und ausübt. Denn wo die Gottheit nicht einzieht ins Herz, wo sie den Menschen nicht umschafft zu einer Persönlichkeit, da bleibt er Sache. Da kann der Mensch bezahlt und ersetzt werden. Da hat er keinen Wert und keine Würde in und an sich. Was ihm fehlt, ist unersetzliche Wirklichkeit.

Solche Religiosität setzt weiter voraus, daß jeder einzelne sich betrachtet als etwas, was niemals fertig wird, sondern der Mensch muß selbsttätig sein und zielstrebig, stets vor Augen haben: ein Gottesträger bin ich, und ein Gottesbringer soll ich werden. Gott aber ist das Gegenspiel von Feigheit und Egoismus.

Es steckt in diesen beiden Auffassungen also eine stille, tiefe Ahnung, ein feiner Sinn für das, was uns nicht immer zum Bewußtsein kommt, was aber überbewußt in uns allen lebt: du und ich, wir sind Kinder Gottes und sollen den Menschen helfen, daß auch sie Kinder Gottes werden, verkörpernd Tapferkeit und Opferwille.

Da hätte die christliche Kirche anknüpfen sollen. Dann hätte sie ein dankbares Feld gefunden für ihre Tätigkeit. Sie hätte sich freuen sollen über diesen regsamen Willen, der in den alten Germanen wurzelte, den Willen zur Tapferkeit, zur Unbesiegbarkeit. Da hätte sie nachhelfen müssen und diese etwas rauh strömenden Kräfte in ein Flußbett bringen, so hätte der Strom Segen gebracht für viele. Diese Stimmung hätte man verfeinern, veredlen müssen, hätte sie befreien und in die richtige Richtung leiten sollen, verschönend und verbessernd.

Aber was tat die Kirche? Diese Selbständigkeit, diese Tatkraft, diesen Willen zu echt menschlicher Eigenart und persönlicher Besonderheit fesselte sie und damit erstickte sie Gott und das Leben. Denn Gott ist nicht ein Gott der Toten, nicht derer, die ihren Willen zum Menschentum tot schlagen und ihn der Kirche zu Füßen legen. Gott ist nicht ein Gott derer, die ihren Stolz, ihre persönlich-menschliche Würde totschlagen, sondern Gott ist ein Gott der Lebendigen und derer, die das Streben in sich haben, gottgewollte Eigenpersönlichkeiten zu werden, alle Feigheit und jede Schlaffheit tot zu schlagen und zum Leben aufzuwecken das große Göttliche, das Ewige, das auch den Tod überwindet, die Besonderheit, die wir Menschen nun einmal von Gott bekom-

men haben, als Aufgabe. Beharrlich und ohne Rücksicht hat die Kirche auf die feinen Ewigkeitswurzeln, die im Germanentum steckten, losgeschlagen, hat ihnen ihr Recht genommen und dadurch mehr Verderben gebracht als Segen. Für so etwas hatte sie kein Verständnis.

Daher kam sie auch, ohne daß man es ihr als Schuld anrechnen kann, unseren Vätern mit einem Christusbilde, das völlig verfehlt, weil entpersönlicht, entmenschlicht war. Sie bedachte gar nicht, daß das Bild von Jesus, das wir in den Evangelien haben, ein Bild ist, das aus Verfolgungszeiten stammt. Nun ist es aber eine Tatsache, die wir gerade in der gegenwärtigen Zeit zu beobachten in der Lage sind: in Verfolgungszeiten werden selbst Starke schwach, da geben selbst Leute mit sonst starken Grundsätzen nach und werfen selbst die Tapfersten sich weg. Was wunder, daß in solchen Zeiten auch das Bild Jesu entkräftet und entwertet und verweichlicht wurde! Man legte ihm Worte in den Mund, die dieser Held nie gesprochen hat, Gedanken, ohne Wagemut und frische Tatkraft: Nehmt alles hin, was kommt, leidet, duldet still, opfert euch nur; es ist zwar schrecklich, aber es kommt ja bald die Zeit, da Gott uns aufnimmt in sein ewiges Reich.

Und das ist das zweite Moment, wodurch das Christusbild verdorben wurde. Wir müssen bedenken: die Zeit, die das Jesusbild der Evangelien zeichnete, war altersschwach, verbraucht und mürbe. Es war ein Geschlecht von abgelebten Leuten, todmüde, weltmüde, Menschen, die nichts weiter ersehnten, als daß dieses Zeitalter verging, und daß Gott kam und ihnen den ewigen Frieden schenkte. Da fehlte der Wille zum Kampf, ich möchte sagen, der kriegerische Heldengeist war allmählich gestorben. Die Zeit ist erfüllt, sagten sie, weil die Seelen leer geworden waren. Leer von Mut und allem Heroischen.

Dazu muß man noch ein Drittes bedenken. Die Kirche kam nicht, um zu dienen, nicht um sich unter die Menschen zu stellen und ihnen gleichsam den Boden zu geben, auf dem der Baum ihres Lebens wachsen konnte, saftvoll, kraftvoll, nein, die Kirche kam mit dem römischen Anspruch auf Anerkennung und Herrschaft. Und wenn man herrschen will, dann herrscht man am besten über Menschen, die innerlich bequem sind, die sich nicht viel Gedanken machen, bei denen sich nichts Selbständiges und Eigenartiges regt. So wurden unsere Väter bezähmt und beengt und das eigentlich Göttliche in ihnen viel mehr erstickt, als daß es gehoben, bejaht und gekräftigt wurde.

Da hätte man lieber das Bild zugrunde legen sollen

von Jesus im Sturm. So oft in seinem Leben der Dämon des Windes sich erhebt — man muß solch ein Bild bildlich fassen — trat er auf mit wenig Worten, aber fest, zielsicher, ganz Energie. Und siehe da, — vor dieser Entschlossenheit und Geschlossenheit der Persönlichkeit müssen selbst die unruhigen Wogen des Meeres, müssen selbst die Stürme sich legen. Nur nicht in solchen Zeiten sagen: ich nehme alles hin. Wer immer nachgibt, wer scheu und schüchtern sich in der Ecke herumdrückt, der hat keinen Glauben, mit dem er Berge versetzen könnte. Der ist ein schwankend Rohr und muß sich freuen, wenn er nicht ganz zerknickt wird. In den Kämpfen, die wir zu bestehen haben gegen die niedrigen Triebe, die in uns sind, gegen die Welt, die um uns ist, da helfen nicht Zweifel noch Angst, nicht Schwachmut, noch ratloses Staunen Das führt niemals zum Ziel. Da muß man fest stehen und fühlen: ich bin und bleibe in Gottes Hand, und das Gute siegt, wenn ich will, daß es siegt und sollte der Sieg mein Leben kosten. Ich will ja nicht mein Leben, ich will den Sieg des Guten in mir und durch mich. Jesus sagt nicht: ihr müßt besondere Wunderkraft haben, er sagt nicht, ihr müßt einen besonderen Geist haben, ihr habt ihn nicht, ich habe ihn, darum müßt ihr euch zerstoßen lassen, ich nicht. Nein, er sagt: ihr seid ja Feiglinge, ihr habt keinen Glauben. Und er selber gibt damit von sich das Zeugnis: Glaube ist Tapferkeit, ist der Wille zum Sieg. Das hätte die Kirche predigen sollen. Statt dessen aber kam man mit der Predigt vom Dulden und von der Ergebung. — —

*

Man hätte ruhig von Demut predigen können; denn Demut heißt für Jesus jener Stolz, der nicht der erste sein will, der nicht über die anderen herrschen will, sondern der Mut zum Dienen.

Gewiß, man hätte sagen können: reine Herzen müßt ihr haben. Aber man deutete die Sache so, als ob das hieße, ihr müßt weicher Stimmung sein. Bei Jesus aber stehen die Herzen im Gegensatz zu den Händen. Er will sagen: Religion ist nichts Äußerliches, sondern etwas Innerliches. Wenn man das Gesamtbild seiner Persönlichkeit der Deutung eines solchen Wortes zugrunde legt, so steht nichts darin geschrieben von weicher Stimmung, sondern: du sollst so erfüllt sein von Gott, daß du nichts tun kannst als das Göttliche. Deine linke Hand muß gar nicht einmal wissen, was die rechte tut, so selbstverständlich muß sein, daß du das Gute tust. Gott muß gar nicht außer dir sein. Du darfst nicht beten: Vergib

mir meine Schuld, ich aber bleibe wie ich bin. Nein! sondern: so weit ich meinen Schuldnern vergebe, so weit nur erwarte ich deinen Beistand, Gott, deine Kraft, deine Erhöhung meiner Tapferkeit. Das wäre im Sinne Jesu gewesen.

Wer das Wort „Herz" richtig verstehen will, muß die beiden Worte: herzhaft und beherzt bedenken. Aus beiden klingt dieses: in dem Herzen des Menschen kann die göttliche Widerstandskraft so unüberwindlich groß, so unüberwindlich stark sein, daß das Herz den ganzen Menschen durchleuchtet und vergottet. Unser Herz ist gar nicht genug Herz, deshalb werden wir feige und werden vom Lebenssturm umgetrieben. Unser Herz ist nicht in seiner Tiefe Herz, deshalb sind wir nicht verwurzelt im Unendlichen, sondern suchen Lebenslüste und Vorteile. Unser Herz ist nicht stark genug, deshalb kann es durch den Augenblick des Geschehens nicht hindurchgehen, sondern läßt sich von ihm zerschlagen und zerstoßen.

Daß diese Deutung des Wortes herzhaft im Sinne Jesu richtig ist, geht aus vielen Tatsachen im Leben Jesu hervor, die wir leider nie oder selten beachten. Woher kommt es denn, daß es häufig heißt von seiner Predigt, die Leute waren entsetzt, sie waren erstarrt, erschüttert über das, was er sagte. Befremden zog in sie über diese Art, mit der er bis ins Tiefste in den Menschen hineinleuchtete und ihn im Ewigen zu verwurzeln suchte. Er sagte ihnen nicht das, was sie gewohnt waren, nicht das, was ihnen glatt einging, was bequem war, was sie gern hörten. Der immer Tapfere fordert stets Tapferkeit. Er sagte nicht: ich bringe euch den Frieden, sondern: hier gilt es einen Kampf zu führen gegen das eigene Ich, gegen alle Äußerlichkeit. Und in diesem Kampf gilt kein Sowohl — Als-auch, sondern in diesem Kampf gibts nur ein Entweder — Oder. Entschiedenheit muß sein, entweder Mammon oder Gott. Hast du deine Hand an den Pflug gelegt, dann darfst du nicht mehr zurückschauen, ja, dann muß man das Liebste, was man hat, von sich stoßen können. Neuer Wein gehört in neue Schläuche. Wer auf diesem Gebiet Kompromisse schließt, der ist feige, und wer sich schämt, den Mut zu haben, zu bekennen, der ist Gott entfremdet.

Daher haben wir von Jesus zwei sonderbare Worte. Das eine: Nehmt euch vor den Menschen in Acht. Zeitgemäß gesprochen heißt das: Hütet euch vor der Masse; denn die Masse ist Trägheit und Feigheit und Selbstsucht und verleitet auch dich, selbstsüchtige Ideen zu haben und ihnen zu folgen.

In einer einzigen Rede sagt derselbe Jesus zu seinen

Jüngern dreimal das andere Wort: Fürchtet euch vor den Menschen nicht. Darin steckt kein Fanatismus, kein Trotz, sondern das ist jene Gefaßtheit männlicher Tapferkeit, die todesmutig und siegessicher vorwärts schreitet, stark und ihrer selbst gewiß.

Dazu andere Worte Jesu, die man oft übersieht: Durch Standhaftigkeit allein sollt ihr euch euer Leben erwerben. Wer glaubt, der kann alles. Wer aber sein Leben sich zu erhalten strebt, wer also zurückweicht vorm bösen Gerede, oder seinen Versuchungen und Versuchern nachgibt, wer dem Dämon der Trägheit folgt, wer sich zurückzieht vor der Macht der Menschen, um sich zu retten, der verliert das, was letzten Endes allein Leben ist, der verliert den Gott in sich. Wer den haben will, der darf vor nichts zurückschrecken. Wer das Gute will, der darf sein Ich nicht mehr kennen und den Tod nicht fürchten, dem muß es gleichgültig sein, was aus seinem Ich wird, wenn nur sein Gott in ihm erhalten bleibt.

Aber die Masse ist leidensscheu und fürchtet den Tod; sie ist mutlos und muß deshalb angespornt werden, einmal zu erkennen: es schadet dem Menschen als Persönlichkeit gar nichts, wenn der Faden seines irdischen Lebens früher abgeschnitten wird, als den Menschen nach ihrem Maßstabe richtig erscheint. Du mußt das Kreuz auf dich nehmen, wenn du mir folgen willst. Du mußt in deiner ganzen Lebenshaltung entschlossen deinem Gott folgen in dir, sonst bist du feige, und der Feige und Treulose gehört in den Sumpf, den muß man vor den Augen der Götter verstoßen. — —

Diese Affekte steckten in unseren Vätern wie in Jesus. Man hätte sie veredeln sollen. Denn man mußte doch wissen, nicht innerer Friede, nicht Glück, sondern veredelte Affekte, Sturmkräfte in eine gute Richtung geleitet, das ist das beste Besitztum, das überhaupt ein Mensch haben kann. Das ist die starke Kraft, siegen zu können, das ist Heldensinn.

Jesus forderte sie. Er appellierte an den Willen. Aber die Kirche folgte ihm nicht. Was sagte der Bischof Wulfila, als er die Bibel ins Gotische übersetzte? Die beiden Bücher der Könige wollte er lieber nicht mit übersetzen; denn seine Germanen wären schon kriegerisch genug gesonnen. Solche Angst hatte er, hatte man, hatte die Kirche vor dem tapferen Sinn unserer Ahnen. Solche Angst hatte sie im Grunde genommen vor der Heldengesinnung Jesu. Die Priester mit ihrem süßlichen Augenaufschlag, mit ihrer unmännlichen Träumerei sahen es nicht, daß die ganze Bibel

ein Buch von Helden ist, welche Feinde hatten und diese Feinde mit einem heiligen Zorn bekämpften. Sahen es nicht, daß die Bibel ein Buch von Königen ist, von Leuten, die königliche, ritterliche, heldenhafte Gesinnung im Leben bewähren wollten.

König sein aber heißt — wie sagt's der alte Fritz? —: seines Staates erster Diener sein. Statt dessen haben die christlichen Priester und Mönche unseren Vätern das Unmännliche, das Unheldenhafte und das Unritterliche beigebracht, haben den Willen zum Eigenwert und Eigenleben in ihnen ertötet und dadurch das tapfere Geschlecht verweichlicht.

So erstarb ihre alte, schöne, stolze Religiosität. Die christliche Kirche hatte keinen Sinn für die tiefen Gefühlswerte, noch nahm sie Rücksicht auf die Pflege der Persönlichkeit. Mit ihrer kraft- und saftlosen Stimmungsmache hat sie den Überwindungswillen im deutschen Volk ertötet. Dieses Geschlecht, das Wälder ausrodete und weite Heiden urbar machte, war veranlagt, so fromm zu werden, bis die Tapferkeit, bis Gott allein in ihr Allerheiligstes einzog.

Schade drum, die Kirche hat's verdorben, hat Germanentum und Jesus zugleich aus ihnen verjagt. Jetzt liegt es an uns, daß wir es wieder beherzigen: Bei den Großvätern ist die Weisheit und der Verstand bei den Alten. Wir sagen uns mit Clausewitz los:

von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls;

von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will;

von der kindischen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen;

von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte;

von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das allgemeine Beste;

von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staates und Volkes, aller persönlichen und Menschenwürde.

Jetzt müssen wir wieder aufwachen zu jenem Deutschtum und zu jenem Christentum, das durch Jesus gebracht und in den Vätern bereits verwurzelt liegt. Denn die Zeit der Riesen ist leider vorbei. Die Helden sind gestorben und haben die Heldenhaftigkeit mit ins Grab genommen. Ein Geschlecht von Zwergen und Feiglingen ist herangewachsen, und da „wächst das Fürchten groß."

Es gilt die Entscheidung. Selig ist, sagt Jesus, wer sich nicht an mir ärgert, wer die Weckung der Tapferkeit, als meine Sendung von Gott, als die einzige Beseligung anerkennt. Selig, wer daran keinen Anstoß nimmt. Wer das Vertrauen hat, daß Gott nur bei den Tapferen ist, und wer dieses Vertrauen in den Willen umsetzt, der ist glücklich. Denn er ist im Dienste Gottes. Ihm kann nichts geschehen. Denn Gott und seiner Sache kann niemals die Niederlage beschieden sein.

Nur jetzt sich nicht beengen und bedrängen lassen, nur jetzt nicht nachgeben, wo der Sturm saust und die Wogen brausen. Es gilt diese zwei: Mut und Opferwille, Entweder — oder! Entweder gut und tapfer oder feige und schlecht. Entweder Sumpf oder fester Boden, von dem aus man in die Ferne des Erfolges schauen kann. Ja, wenn wir alles opfern müssen, nur den Mut nicht. Denn den Mut opfern, heißt Gott opfern. Für alles mag es Ersatz geben, aber für dieses nicht, für den Mut nicht und für Gott nicht.

V.

Woher kommen die Götter? So oft diese Frage aufgeworfen ist, so oft haben Berufene und Unberufene ihre Gedanken darüber geäußert und die verschiedensten Auffassungen darüber aufgestellt. Die einen meinten, die Götter seien ursprünglich Menschen gewesen und dann zu Göttern erhoben, andere, sie seien im Gegenteil abstrakte Ideen, die man wesenhaft gemacht, wieder andere, sie seien Phantasiegebilde der Menschen, aus reinem Egoismus geboren, und endlich solche, die sagten, Gott sei ein Bedürfnis des logisch denkenden Menschen, der, wenn er Dinge der Welt vor sich sieht, auch fragt: woher kommen sie, woher kommt die Welt? Da er selbst sie nicht geschaffen hat, so muß eben einer sie geschaffen haben: das ist Gott, oder das sind die Götter.

Ich muß gestehen, ich habe mich niemals für eine der vielen Theorien, und seien sie noch so schön begründet gewesen, begeistern können. Wissen *wir* Heutigen es denn, woher die Götter der Alten kommen? Können wir hineinleuchten in das erste Erblühen der menschlichen Seele, als sie anfing zu atmen? Können wir hinüber sehen über die Welt der Gegenwart und der Vergangenheit? Solange wir diese Entstehungszeiten überhaupt nicht kennen, solange lassen wir lieber die Frage Frage sein.

Aber eine der am meisten nachgesprochenen Antworten auf die Frage, ist die, die Petronius, ein Zeitgenosse Neros, gab: Die Götter sind Erzeugnisse der Furcht. Selbstverständ-

lich wird diese überaus klare Antwort von vielen nachgesprochen. Und es mag gerne sein, daß in solchen Völkern, bei denen die Furcht zuhause ist, die Götter die Produkte der Furcht sind. Soweit wir aber die Religion unserer Väter kennen, soweit wir der germanischen Frömmigkeit überhaupt nachgehen können, ist diese Antwort verkehrt. Sie trifft keinesfalls zu.

Wer es sich nur einmal überlegt, daß die Religion es gewesen ist, die unsere Väter zu Verbänden zusammengeschlossen hat, die sie einigte zu einer herzlichen, völkischen oder Stammesgemeinschaft, die sie zusammenschmiedete zur aktiven Einheit, — wer sich überlegt, daß gerade diese Verbände ohne jede Furcht, mit einem tapferen, frischen Sinn auftraten, der weiß, daß eben die Tapferkeit der Germanen in ihrer Frömmigkeit begründet ist.

So weit wir Götterglauben in Deutschland verfolgen können, waren eben die Götter die bleibenden Mächte in den wandelnden Formen der Zeit, waren die großen, schaffenden Kräfte in dem weitausgespannten Lebensgebiet. Sie waren es, die Segen brachten in das Einzelleben hinein und in das Zusammenleben.

Wenn der Morgen kam und heraufstieg über die Erde und die Fluren segnete, dann waren es die Götter, die diesen Morgen brachten. Sie waren es, die die Jahreszeiten heraufführten und die die Kultur erst ermöglichten unter den Menschen. Deshalb, als Bonifatius einmal seinen Freund Daniel, den Bischof von Winchester, fragte, wie ers denn machen müßte, wenn er bei den Germanen seine christliche Mission treiben solle, schrieb ihm dieser Daniel unter vielem anderen: Der Germane wird Dir sagen, daß er seinen Göttern alles zu verdanken habe, Glück und Ruhe, Wohlstand und Gesundheit; denn er sagt, seine Götter seien wohltätig und gerecht.

Also keine Spur von Gottesfurcht, sondern nur ein stilles Vertrauen. Eine wunderbare Dankbarkeit gegenüber den segnenden Kräften. Das glaube ich wohl: wer im Süden immer unter dem ewig blauen Himmel wohnt, der hat keine Empfindung für das aufsteigende Licht. Aber hier bei uns, wo der Mensch täglich neu empfindet, daß er die Sonne nötig hat, wer sie als Mutter des Lebens begrüßt und sie als die Macht empfindet, die vorwärts bringt und gesund hält, für den ist Dankbarkeit und Verehrung der Boden, auf dem die Frömmigkeit wächst.

Täglich sahen unsere Väter den ungeheuren Kampf zwischen Tag und Nacht, zwischen Tod und Leben, zwischen Licht und Finsternis, und sie sahen darin die Äußerungen

jener unheimlich-heimlichen Kraftquelle, die fortwährend und unermüdlich an der Arbeit ist. Die Götter sind gleichsam der Atem, der durch das Weltall hindurchgeht und es belebt. Die Götter sind die ewig schaffende Unruhe. Sie drängen den Menschen, der sie verehrt, auch zum Tun.

Darum, willst du eins werden mit deinem Gott, eins werden mit dem letzten Weltgrunde, dann kannst Du es nur, wenn du dich in die Reihe der Schaffenden stellst. Deine Gedanken, deine Pläne und Ziele müssen in Einklang kommen mit den Plänen und Zielen der Götter durch den tapferen Sinn des göttlich schaffenden Geistes in dir. Dann hat deine Arbeit Wert und Sinn, dann ist sie eine Arbeit des Weltgeistes in dir und durch dich. Vertrauen, Arbeit und Tapferkeit — wer das in sich trägt, der ist ein Gotteskind.

Darum war auch das Grundgefühl des Lebens unserer Väter nicht weltabgewandt, nicht pessimistisch, sondern ganz zuversichtlich und lebensoffen. Ihnen erschien das Leben nicht wie eine schwere Last, die man den armen Schultern des Menschen aufgebürdet hat und unter der die Seele schwer einherschreitet und leicht zerdrückt wird, weil sie ihr nicht gewachsen ist. Solche Züge kennen wir bei unseren Vätern gar nicht, wie sie trüb und hoffnungslos im Buddhismus hervortreten. Nein, unsere Väter fassen sich auf wie die Götter selbst, daß nämlich wir schaffen und arbeiten können wie die Götter, ringen und kämpfen müssen wie die Götter. Das heißt göttergleich werden — auch ein Held sein! Hat Tiu seinen Arm geopfert, hat Wodan sein Auge hingegeben, so muß man selber auch seine Kräfte hingeben, um nehmen zu können aus der großen Fülle des Lebens.

Darum prägten unsere Väter das geradezu heilige Wort Glaube, das wir heute in den Schmutz getreten haben. Wir kennen das Wort von dem anderen Wort Gläubiger her. Der Glaube ist der Kredit, der in jeden Menschen hineingeboren wird, der jedem Menschen mitgegeben wird fürs Leben. Der Glaube ist das Kapital an Mut und Kraft und Vertrauen, das uns geschenkt wird, damit wir den Kampf bestehen können. Der Glaube ist das Überwindergefühl, das Sicherheitsbewußtsein, das uns mitgegeben wird, wenn im Kampf des Lebens die Kräfte anfangen zu wanken.

Daher kommt die zweite Tatsache, daß wir für Glaube auch das Wort Frömmigkeit im Deutschen haben, das heißt nichts weiter als Tapferkeit, Tüchtigkeit und Frische und Mut zur Arbeit.

Und nun kamen die Priester an, und anstatt unseren Vätern das leuchtende Bild eines Helden vor Augen zu

führen, malten sie ein Jesusbild mit müden Augen, schwermütig und weich ins Leben schauend, fast, als ob er der Welt absterben wollte und die Welt für ihn abgestorben sei. Und dann erzählten sie von diesem Jesus und seiner wehmütigen Sanftmut. Von ihm, der sich nicht wehrte, da man ihn schlug. Der tatenlos hinnahm. Der geduldig trug. Ist es da nicht psychologisch begreiflich, daß unsere Väter an diesem schwachen, so unausgeprägten, so charakterlosen Bilde gar keine Freude haben konnten? Daß sie selbst viel tapferer, viel begeisterter zu ihren Göttern aufschauten, die Helden waren. Daß sie sich einfach abgestoßen fühlten von dem Bilde? Ist es nicht begreiflich, daß die Isländerin dem Priester sagte, als er ihr dieses Jesusbild vormalte: Hast Du denn nie gehört, daß Thor den Christ zum Zweikampf herausforderte und Christ hatte nicht den Mut, sich mit Thor zu schlagen? Man muß so etwas einmal psychologisch sehen, dann wird man es verstehen.

All diese sanften Züge aber, das gilt es festzustellen und festzuhalten, sind in das Lebensbild Jesu erst hineingetragen. Das ganze Bild, das wir im Evangelium sehen, ist übermalt, man darf wohl sagen, gefälscht. Immer wieder aber leuchten durch die Übermalung des Evangeliums die alt-ursprünglichen, wirklich lebendigen Züge hindurch. Sie haben sich nicht verdrängen und verwischen lassen. Wäre Jesus der gewesen, als den die Kirche ihn unseren Vätern hinstellte, er wäre niemals der Eroberer der Welt geworden. Das sogenannte „christliche" Bild war so zart, daß man es sehr zart behandeln mußte, damit es nicht in sich selber zusammenbrach.

Wer heute sich die Mühe gibt, mit unbestochenem Blick hindurchzuschauen durch das Rankenwerk, der wird nicht leugnen können, daß hier vor uns eine Persönlichkeit auftritt, die alles andere ist als weltfremd und nachgiebig. Der ursprüngliche Jesus freute sich über jede Blume auf dem Felde, freute sich über die Vögel unter dem Himmel, wie sie singen. Er hatte seine Lust an den Kindern, die die Zukunft bedeuten. Diesem Mann konnte angedichtet werden, daß er Wasser in Wein verwandelt hätte. Ja, von ihm sagten sie noch weit Schlimmeres, daß er ein Schlemmer und Weinsäufer sei. Das alles kann man nur von einem Menschen sagen, der lebenbejahend in der Welt steht.

Ja, ihm ist es wahrhaftig schwer geworden, sich loszusagen von Vaterhaus und Vaterstadt. Zu jenem Wort, das er dem Jüngling zuruft: Folge mir lieber nicht nach; denn die Vögel unter dem Himmel haben Nester und die Füchse Gruben, ich aber habe nicht einmal, wohin ich mein

Haupt lege; ich bin ein Wanderer ohne Heimat, von vielen geliebt, von mehreren kalt bewundert, von den Zuständigen und Machthabern und von der großen Masse der Verhetzten einfach gehaßt — — so durchs Leben zu gehen, dazu gehört ein Entschluß, der für einen Menschen, der am Leben hängt, außerordentlich schwer ist.

Ihm ist es bitter hart gewesen, die Brücken abbrechen zu müssen zur Mutter und zu den Geschwistern. Sein Herz war eben auch ein Herz, das hungerte nach Glück und Durst hatte nach Liebe. Da ist nichts von stiller Gelassenheit, nichts von stoischer Ruhe. Nein, die Entschlußkraft und die Entschlossenheit, mit der er es bis zuletzt durchführte, ließen sogar den Mann noch kurze Stunden vor seinem Tode beten: Wenn der Kelch noch an mir vorübergehen kann, Vater, laß ihn vorübergehen! So gern, so gern stand er im Leben.

Da ist nichts von Verzweiflung in Dumpfheit und Nacht. Nein, es liegt in dem Manne bis zuletzt etwas tief Heroisches. Der Geist eines frischen Menschen lebt in ihm, der die Gegenwart bejaht, obwohl sein Volk ebenso verkommen und verloddert war wie das unsrige heute. Es hatte den besten Teil seines Wesens verloren und verleugnet wie das unsrige. Er liebte d o c h das Volk und das Jetzt. Mit einem gewaltigen Schwung ließ er sich von der großen Aufgabe entflammen, die gerade an diesem verkommenen Volke zu lösen war.

Er — keine Kraftnatur? Er soll gesagt haben: wenn dich einer auf den linken Backen schlägt, dann reiche ihm auch den rechten hin? Schade, daß dies Wort niemals geschichtlich sein k a n n. Als ein Kriegsknecht ihn schlägt, da fährt er ihn an und sagt: Wenn ich die Unwahrheit gesagt habe, so beweis mir das, wenn nicht, wie kommst du dazu, mich zu schlagen? Also erst eine spätere Zeit hat Milde walten lassen, hat das Bild des Messias, der gekommen war, Feuer anzuzünden, sanft übermalt. Und wenn sie darüber Vater und Mutter lassen und hassen müssen, er fordert Entscheidung. Wenn uns berichtet wird, man habe Jesus niemals lachen, wohl aber weinen gesehen, so mag das wohl eine Übertreibung sein. Sicher ist aber, daß dieser Mann gekommen war, das Schwert zu bringen und Zwietracht zu säen. Sicher ist, daß nur ein Energievoller solche Forderungen an sich selbst stellen konnte, wie er sie an sich stellte. Sicher ist, daß er nur verlangen konnte, sich selbst zu verleugnen und das Kreuz auf sich zu nehmen, weil seine Seele glühte für einen ewigen Gedanken. Er war ein Held.

Jeder Mensch, der irdische Ziele verfolgt und irdischen Zwecken nachgeht, ist stets in Gefahr, feige, faul und falsch zu werden. Das sind die drei bösen Geister, die auch damals

die Menschen besessen hielten. Jesu Kampf gegen die bösen Geister, sein Kampf gegen die Tradition, wo er sagt: und wenn es die Väter tausend mal so gesagt haben — ich aber sage euch, so und so anders müßt ihr sein —, das sind Worte eines Helden voll Stolz und Selbstbewußtsein, eines Helden, der das sieghafte Gefühl der Überlegenheit hat, der Held ist und Kind zugleich, der weiß, daß nur Natürlichkeit siegen kann gegenüber Künstlichkeit und Gemachtheit und Gespreiztheit. Und der Sieg der Natürlichkeit wird ihm selbstverständlich, sodaß der Held mit triumphierender Sicherheit ausrufen kann: Klugen und Weisen hast du es gottseidank vorenthalten, aber den Kindern hast du es offenbart, den Kindern, die Gefühl haben für Verehrung, Dankbarkeit, Heldenhaftigkeit und Reinheit.

In dieser Gewißheit der göttlichen Liebe war der Mann so stark, daß er schweigen konnte, als das Gekläff der Meute um ihn her erscholl, und daß er wiederum reden konnte gegen die derzeitigen Machthaber, gegen die Führer und Regierenden, daß, wenn unsereins an seiner Stelle wäre und es wagen würde so gegen die jetzige Regierung zu sprechen wie er, er einfach von dieser Stelle abwanderte an einen ganz sicheren Ort.

Er stellte sich hin und sagte: Ihr seid eine ganz furchtbare Gesellschaft. Ihr zieht umher im Lande und gewinnt die Leute für eure Ansichten. Ihr macht aus diesen Menschen Höllensöhne, die noch schlimmer werden als ihr, die ihr selber Höllensöhne seid. Ihr schließt das Himmelreich zu vor den Leuten. Weiter tut ihr nichts. Alles mögliche Äußerliche stellt ihr auf, aber die große heilige Dreieinigkeit, Recht, Erbarmen und Treue, die setzt ihr ab. So fährt er hin über die ganze Gesellschaft: ihr Toren, ihr Blindenführer, ihr Schauspieler, ihr Schlangen- und Otterngezücht. Das sollten wir einmal heute den Regierenden zu sagen wagen! Etwas derartiges kann nur ein Held wagen, der in der Ewigkeit verwurzelt ist und etwas Ewiges in sich aufgenommen hat. Der sagt zu der ganzen Regierung: Ihr seid nichts weiter als Prophetenmörder; wenn jemand sein Volk wieder bringen wollte zu Zucht und Ordnung und Zukunft, dann habt ihr ihn getötet. Ihr seid wie die übertünchten Gräber. Ja, von außen sieht alles ganz schön aus, aber drinnen steckt Schmutz, Selbstsucht und Verkommenheit.

Das ist keine weiche Liebe, die mit Sirenengesang sich noch immer an der Hoffnung, den anderen zu gewinnen, fest klammert. Nein, das ist Wahrhaftigkeit, die gar keine Grenzen kennt. Und das Evangelium ist kein Evangelium der Gemütlichkeit, ist nichts für Menschen, die es schön und

bequem haben wollen. Ich möchte sagen, man kann die ganze Predigt der Gegner Jesu in den einen Satz fassen: Gott ist für uns da, und wenn wir etwas nicht haben, wenn's uns fehlt, dann sollen wir ihn anrufen. Jesus ist der gewesen, welcher erklärt hat: Ihr seid für Gott da und nicht er für euch. Ihr sollt in Recht, Erbarmen und Treue ihn verwirklichen und ihm dienen. Das hätte man unseren Vätern sagen sollen. Dafür hätten sie feines Verständnis gehabt.

Daß ich Recht habe, wenn ich sage, in ihm steckte ein heldenhafter Charakter, geht einfach aus der Tatsache hervor, daß er tapfere Bekenner gezüchtet hat. Die Richter wunderten sich über den Freimut (Apost. Gesch. 4), mit dem Petrus und Johannes auftraten, den sie zur Schau trugen, obwohl sie doch einfache und ungebildete Menschen waren.

Weiter: wenn man bei Paulus all das viele krause Zeug von Dogmatik wegstreicht, so bleibt als Grundton seiner Frömmigkeit die freudige Zuversicht: Nichts kann mich scheiden von der Liebe Gottes. Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, lass' fahren dahin; mit meinem Leid, mit meiner Liebe, mit meinem Leben schaffe ich mit an dem erfolgreichen, siegreichen, weltumfassenden Wirken Gottes.

Wenn man so doch unseren Vätern gekommen wäre. Aber nein! Jenes Bild aus den Verfolgungszeiten, von einem lebensmüden Geschlecht geschrieben, wurde hierher gebracht und hat viel Unheil angerichtet. Man sieht's ganz deutlich an dem Heliand. Das ist der erste ernste, reichlich kindliche Versuch, Jesus einmal wieder als Charakter zu zeigen und das Heldische in ihm, das der Wahrheit letzten Grundes entspricht, hervorzuheben. Er wird in diesem Liede immer wieder genannt der mächtigste Held, der Herzog seiner Mannen, der Menschen Gewaltigster, der Könige Kräftigster.

*

Die Reformation ist weiter nichts, als der Versuch, das, was in der deutschen Frömmigkeit und zugleich in der Frömmigkeit Jesu lebte, dieses im Grunde völlig Gleichartige durch den sich aufdrängenden Wust der sogenannten christlich-kirchlichen Frömmigkeit hindurchzusehen und dann hindurchzuretten und wieder auf den Leuchter zu stellen. Denn die Reformation wollte wieder die Menschen aus den pessimistischen, wehmütigen Auffassungen herausholen, wollte sie wieder lebenbejahend machen. Hatte die Kirche gesprochen von der Verneinung der Persönlichkeit und die Zurückstellung alles Eigentümlichen gefordert, so wollte die

Reformation nichts anderes, als dem Einzelnen wieder zum Bewußtsein seines Wertes verhelfen. Er sollte erkennen, daß er mit Gott im Bunde sei; mit Gott aber als persönlichem, herzlichem Besitz kann der Mensch Welt und Leben gestalten. Hatte die Kirche einen ewig ruhenden Gott, so versuchte die Reformation das zu bringen, was die alten Väter hatten und was bei Jesus hervorleuchtete: den ewig tätigen und unermüdlichen Gott. Zu ihm kommt man nicht auf einem komplizierten Heilsweg, sondern diesem Gott muß man nur wirklich kindlich-heldisch vertrauen. Man muß ihn aufnehmen in sich selbst. Man muß das Recht und das Erbarmen und die Treue wahren. Dann ist das Tun göttliches Tun.

Darum hat auch Luther Hochachtung vor dem weltlichen Beruf: Was du tust, ist im Grunde vollständig einerlei, sag' mir, ob du es tust aus d i e s e n Wurzeln heraus, ob du es tust aus Liebe und Opferwillen und Mut heraus, das entscheidet. Wenn die Kirche das Erdenleben als eine Vorbereitung ansah für ein besseres Jenseits, da man Gott genießen sollte, so schob der reformatorische Gedanke das Schwergewicht unsres Tuns und Lebens vom Jenseits wieder in das Diesseits hinüber. Daß wir ein starkes, frohes Leben führen, daß wir kein Jenseits mehr verlangen, das ist reformatorisch. Die vom Geist Gottes sich treiben lassen, die sind Gottes Kinder.

Darum handelt es sich nicht um eine Anerkennung von Sätzen, Dogmen und Formen und Schrift und Bibel. Luthers wundervolles Wort zeigt am besten, wie hier das Kind aufwacht im deutschen Helden, oder wie hier der deutsche Held und das Kind aufwachen im Menschen: Gott muß dir selbst ins Herz sagen, d a s ist mein Wort. Gottes Wort kann man nicht irgendwo lesen. Du mußt sie klingen hören, die silbernen Glocken deines Herzens: Recht hast du zu tun; Erbarmen hast du zu üben gegen andere; und vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr. Nur wo diese Treue und Wahrhaftigkeit wohnen, da wohnt Gott.

So laßt uns denn zurückgehen zu dieser Auffassung unserer Väter und Jesu. Gott ist nicht um unsertwillen da, sondern wir um seinetwillen. Wenn wir ihm vertrauen, wenn wir ihn erleben, nein, ganz anders noch, wenn wir i h n l e b e n, so ist er unser, so sind wir sein, und unser Werk ist gut.

Dann haben wir gar keinen Grund zu verzweifeln an unserem Volk. Sondern dann führen wir mit und helfen, daß dieses deutsche Volk wieder aufwärts steigt. Der Baum muß seine Wurzeln durch die kirchliche Frömmigkeit der

letzten Jahrhunderte hindurch wieder senken bis in die Tiefe, darin die Frömmigkeit Jesu und unserer Väter ist, dann wächst der deutsche Lebensbaum wieder in die Höhe bis zu den Sternen hinauf.

Ein Volk, das eine solche gesunde Urkraft in sich hat wie das unsere, das muß wieder vorwärts kommen. Und so glaube ich, man kann mit dem Dichter still schon träumen von der Zeit, da wieder echte Frömmigkeit bei uns ist. Dann sind wir

Ein Geschlecht von Königen,
Eine heilige Schar,
Sie tragen Kronen,
Unsichtbar,
Und schreiten die Füße
Durch Dornen und Dunkel,
Auf ihren Häuptern
Kronengefunkel.

VI.

Wer ein deutsches Herz von einer deutschen Mutter als Lebenserbe mitbekommen hat, leidet furchtbar schwer unter den Verhältnissen dieser Zeit. Nicht, daß der Krieg verloren ist, nicht, daß Milliarden von Werten und Millionen von Menschen der Vernichtung anheimgefallen sind, nicht das ist unerträglich schlimm; nein, daß wir unsere Ehre einbüßten, daß wir unseren Namen schändeten, daß wir das Vertrauen bei den anderen Völkern verloren haben, weil Ordnung und Zucht, weil Arbeitsamkeit und alle Bande frommer Scheu sich lösten, das ist furchtbar bitter. Noch kürzlich äußerte sich ein amerikanischer Oberst: Während des Krieges haben wir euch gehaßt, aber geachtet. Ihr habt nicht Großes, sondern riesenhaft Übermenschliches geleistet. Aber jetzt? Jede Würde ist dahin, jede Vornehmheit erloschen, jeder Deutsche sucht aus dem Ruin herauszuschlagen, was er kann und lebt von Tanz und Zerstreuung. Ein Volk, das sich in seinen Einzelgliedern selbst verklagt und verklatscht über etwaige Schuld am Kriege und sich gegenseitig verhört über etwaige verpaßte Friedensgelegenheiten, kann keine Spur von Achtung erwarten bei anderen Völkern, die auf Würde und nationalen Stolz halten.

Gewiß, wenn gewaltige Zeiten der Entscheidung gewaltige Forderungen aufstellen, dann ist das eine starke Belastungsprobe für das Wesen, den Wertgehalt und die Kraft eines Volkes. Die haben wir im Krieg bestanden. Aber größer und entscheidender noch ist die Probe, die die Zeiten

an ein Volk stellen, die jede Hoffnung zerschlagen. Nicht die Zeiten des Krieges, sondern die der Niederlage beweisen erst die Ganzwertigkeit oder Minderwertigkeit einer Nation. Und diese Probe hoffnungsloser Niederlage haben wir einfach nicht bestanden.

Und wie oft kommts im Einzelleben des Menschen vor, daß er diese Probe nicht besteht?

Was sollen wir tun? In die Einsamkeit flüchten, um törichte Träume zu träumen? Durch Grübeln kommt man nicht vorwärts.

Sollen wir in die Einsamkeit flüchten, um törichte Tränen zu weinen? Das muß man willensschwachen Charakteren überlassen.

Sollen wir in die Einsamkeit flüchten, um mit dem Geschick zu hadern und abzurechnen? Das wäre unklug; denn es bringt nicht weiter; wäre unvornehm, denn unser Schicksal ist selbstverschuldet.

Sollen wir uns in der Arbeit vergraben, um zu vergessen? Das ähnelt verflucht der Verzweiflung, die sich hinwegtäuscht über die Tatsachen, ähnelt dem kindischen Wesen, das sich die Augen verbindet und nun glaubt, vor den Suchenden gerettet zu sein. Das können wir nicht. Das wollen wir nicht. Wir glauben an unser Volk und vor allem, wir spüren selbst noch in uns die Kraft zur Erneuerung.

Darum gilt in diesen Zeiten mehr denn je das Wort Herders: Laßt uns mit mutigem, fröhlichem Herzen auch mitten unter der Wolke arbeiten. Denn wir arbeiten zu einer großen Zukunft. Laßt uns unser Ziel so rein, so hell, so schlackenfrei annehmen, als wir können.

Solche Stellungnahme verlangt das Leid. Wer ihm gegenüber die Rückwärtsfrage nach dem Warum aufwirft, kommt nicht aus ihm heraus; denn er stellt von vornherein falsch das Leid in seine Lebensrechnung ein. Er tut so, als habe ihm irgendwo irgendwer zugesichert, ein bestimmtes Maß von Freude im Leben zu haben. Und nun spielt er den Beleidigten, empfindet das Leid als Vertragsverletzung, als habe er den Bund auf Gegenseitigkeit innegehalten, aber der Lebensgeber sei vertragsbrüchig geworden. Das kann man nicht anders als dumm nennen.

Und wer nun gar das Leid in Zusammenhang mit der Sünde bringt, als sei Freude der Lohn, Kummer die Strafe für sittliches, bezw. unsittliches Verhalten, der fügt zum törichten Denken noch ein egoistisches Rechnen. Also so ist's gemeint: Ich will für mein Gutestun auch Gutes haben!

Wer endlich an die Gottheit das Begehren stellt, sie soll ihm abnehmen, was ihm das Leben bringt, wer die

Frage aufwirft: mich traf dieses oder jenes Leid, was nützt mir all mein Glaube und Beten — der ist so wenig deutsch, so wenig christlich, daß man mit ihm nicht verhandeln mag.

Unsere Väter waren Ackerbürger, abhängig von Wind und Wetter. Unsere Väter waren Seefahrer, abhängig von Sturm und Wellen. Unsere Väter waren Kriegsleute; darum sahen sie Gefahren und Schmerzen, Leid und Not als etwas natürlich Gegebenes an, gleichsam als etwas Selbstverständliches, und weil selbstverständlich, darum waren Leid und Not vernünftig und notwendig. Das war ihre sehr einfache und darum sehr richtige Einschätzung der Lebenshemmungen. Und wahrhaftig: sie haben Schweres durchzumachen gehabt. Sie haben gekämpft um ihr Leben gegen überströmende Flüsse und undurchdringliche Wälder, gegen weltgeschulte Römerheere, gegen Nachbarn in Ost und West, gegen den „aisken Schlachter" Karl. Dreißig Jahre lang haben sie gegen ihn gekämpft. Und sie wußten zu erzählen von Unholden, die ihr Wesen trieben allüberall. Sie kannten die Riesen, diese menschenfressenden Unterweltswesen, diese schädigenden Ungeheuer, sonderlich in den Bergen und auf den Meeren. Sie glaubten zwar nicht an einen Teufel, den hat erst die christliche Kirche ihnen verehrt; wohl aber kannten sie den Verderber Loki, schön von Antlitz und böse im Gemüt. Er war ein schadenfroher Bösewicht, aller Laster und Verbrechen arger Erzeuger, aller greulichen Ungeheuer arglistiger Vater. Der ließ sich an jedem Herd nieder und trieb dort sein Unwesen. Das alles wußten, glaubten sie, und doch nahmen sie das Leben wie es war, und doch lebten sie es mit fröhlichem Sinn und Hingabe bis in den Tod. Es ist ein wunderbarer Zug ins Unbedingte, eine tapfere, großzügige Auffassung, die in dieser Lebensbejahung zutage tritt.

Unsere Väter waren eben nicht Egoisten. Sie strebten letzten Endes nicht nach einem glücklichen Leben. Für sie war nicht Glückseligkeit das höchste Gut und Genuß nicht das, was man unbedingt erjagen muß. Sie begehrten nicht Freisein von Unruhe und Schmerz.

Und sie waren auch keine Rechner, die schachern konnten. Sie begehrten keinen Lohn für ihr Gutestun. Auch Walhall war für sie nicht der Ausruheplatz guter, frommer und tüchtiger Menschen, alles Lockende und Bunte hat auch hier erst das Christentum eingeschmuggelt. Für unsere Väter war Walhall der Ort, darin die Helden ihre heldenhafte Gesinnung weiter zu bezeugen ausreichend Gelegenheit hatten.

Wer den Acker bebaut und das Meer befährt und den Krieg liebt, der muß herbe Selbstzucht üben. Der muß im

Schweiße seines Angesichts schaffen. Der muß sich selbst verleugnen. Der hat keine Zeit, noch lange Forderungen an das Leben aufzustellen. Der findet sich ab, wie unsere Väter sich abfanden: dem Schicksal widersteht keiner, der Tod ist Aller Schicksal.

Sie waren deshalb bescheiden in ihren Ansprüchen: „Das bare Leben ist immer noch zu loben, mag man auch arm und lahm oder blind sein: der Lebende erwirbt immer noch eine Kuh." Solch ein Wort ist gesund, gerade und echt. Aus ihm spricht zäher Trotz.

Es ist, als hätten unsere Väter instinktiv empfunden, daß, wer sein Brot niemals mit Tränen aß, üppig und verzärtelt wird. Und das taugt nicht. Darum ist das Leid unentbehrlich und notwendig. Fest und stark und still muß man es dulden und so den Schmerz, das Leid und die Not sich dienstbar machen. Denn wer es schweigend erduldet, der bewirkt, daß das Leid ihm die Kraft stählt und stärkt.

Zwei Redewendungen sind für diese Auffassung unserer Väter bezeichnend: Leid muß man „überwinden", sagten sie. Also auf jeden Fall besiegen. Man muß mit ihm ringen. Und das Ringen bringt Kraftmehrung.

Man muß Verlorenes „ver-schmerzen", sagten sie weiter. Man muß also dem Schmerz gleichsam ein Gegengewicht entgegenstellen, sodaß er übertroffen wird, dann ist auch er segenbringend und kraftmehrend.

Es ist wahr, solch eine hohe sittliche Auffassung haben selten Völker gehabt vom Leid. Unsere Väter müssen wirklich eine gute Meinung von sich selbst gehabt haben, sonst hätten sie nicht gewagt, die Not zu ihrem Diener zu machen. Und sie müssen eine geringe Meinung von ihrem eigenen Leben gehabt haben, sonst hätten sie mit ihm nicht so gespielt. Sie müssen eine sehr hohe Meinung von den Göttern gehabt haben, daß sie nicht wagten, sie hernieder zu ziehen zu Helfershelfern. Sie müssen sehr, sehr hoch gestanden haben auf der Höhe solcher sittlichen Stärke, daß sie der Verzweiflung die Hoffnung entgegenstellten, auf die Lichtgötter schauend, die auch die langen Wintermonate ausharrten und durchhielten, bis die Sonnenwende den nahenden Sieg kündete.

Unsere Väter waren, ohne es zu wollen, feine Philosophen. Sie stellten in richtiger Selbstbeschränkung die richtige Frage: Sie fragten nicht Warum, sie fragten: Wozu ist das Leid da? Entweder ermüdet es und erschlafft oder es erhebt und fördert. Entweder es ist Fluch oder Segen. Was es aber ist, das wird es durch den Leidenden. Also ist er wieder die entscheidende Instanz.

Damit nahmen unsere Väter eine viel höhere Stufe

ein, als die Juden des Alten Testaments. Die meinten ja, zu Anfang sei alles wunderschön und gut gewesen. Da hätten im Paradies die wilden Tiere zahm und friedlich beieinander gewohnt und der Acker hätte seine Frucht getragen mühelos für die Bewohner. Dann aber wäre die Sünde dazwischen gekommen und hätte alles verdorben. Nun muß der Mensch sich mühen und quälen und hat vielleicht nichts weiter dafür, als daß der Acker ihm auch nur Dornen und Disteln trägt.

In dieser rechnenden und berechnenden Auffassung steckt ein Rattenkönig von Irrtümern. Als ob die vorsintflutlichen, untergegangenen Lebewesen friedsamer gewesen wären gegeneinander! Die Ausgrabungen beweisen, daß sie genau wie jetzige Tiere den Kampf gegen ihresgleichen geführt haben.

Nun gewiß: die menschliche Sünde bringt viel Leid ins Leben hinein. Bosheit und Neid, Haß und Roheit und Schadenfreude — wer wüßte nicht von Qualen zu erzählen, die ihm durch solche menschliche Schlechtigkeiten bereitet wären? Die Menschen sind eben der Menschen gehässigste Hasser. Aber damit ist der Satz nicht widerlegt, daß die Pein *immer* gewesen ist. Solange Sturm und Regen waren, solange Mißernten und Seuchen Verheerungen anrichteten, solange Hagel und Wetterschlag wüteten, solange Feuer- und Wassersnot Verderben brachten — kurz, solange der Mensch auf dieser Welt ist, hat's ewig Kampf, hat's immer Mühsal und Not gegeben. Und darum ist es bei diesem dunklen, quälenden Geschick wenig angebracht, über das Warum zu grübeln. Was da ist, ist da, und wir haben nur zu fragen, *wozu* es da ist.

Wer überhaupt noch Zeit und Stimmung hat, über das Warum des Leids nachzudenken, der beweist damit, daß es ihm noch gar nicht tief gegangen ist. Jedenfalls nicht bis in den Herzensgrund hinein; denn seine Frage verrät, daß in diesem Herzensgrunde kühle Selbstzufriedenheit, kalte Selbstsucht und berechnende Eigenliebe wohnt. Wer als leidender Mensch *wirklich* leidet unter den erschütternden Fügungen des Geschicks, der beugt sich unter das machtvolle Wirken, das unabänderlich ist und macht es zum gnadenvollen. Er kauft die Zeit aus und stählt den heroischen Mut zu stärkerer Beherrschung der Umwelt.

Bei *Jesus* hat auch das Leid niemals eine Hauptrolle gespielt. Es ist bei ihm niemals wie etwa bei Buddha, der nur vom Leid winseln kann, ein Hauptproblem geworden. Bei ihm ist es nur ein Punkt im äußeren Umkreis des Lebens. Er stellt keine Betrachtung darüber an. Er klagt

nicht und klagt nicht an. Er kennt keine Angst davor. Bei ihm ist alles nur Kampfbereitschaft und Siegeswille wie bei unsern Vätern. Weil er sich von Gott hineingestellt fühlt in diese Welt und berufen fühlt, dieser Welt zu dienen mit diesen seinen Kräften, so dient er eben mit diesen Kräften dieser Welt in diesem Geschick. Für ihn heißt es, entweder: hier und ganz oder: nirgend und nie und halb. Entweder: Lebenskraft und Lebensfülle aus dem Leben nehmen, sie sich zuströmen und wieder ausströmen lassen, oder: verzichten, sich auf andere vertrösten, das Leben verprassen und verpassen.

Es ist eine starke, deutsche Seele, die in Jesus lebt. Er weiß, daß Gott seine Sonne scheinen läßt über Gute und Böse, daß er regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Er weiß, daß die Sonne verbrennen und der Regen vernichten kann. Und dieses Schicksal kann treffen Menschen des verschiedensten sittlichen Wertes. Das weiß er, und darum erkennt es seine starke Seele an.

Er fleht auch Gott nicht herab in bangem Hilfsschrei. Die einzige Bitte, die wir von ihm als in dieser Richtung gehend, finden, ist die: Unser täglich Brot gib uns heute. Und das ist nun das Bezeichnende: den richtigen Text, also den eigentlichen Inhalt gerade dieser Bitte können wir bis heute nicht feststellen. Spricht er von dem Brot, das fürs Leben „nötig" ist?. Oder von dem Brot „für morgen"? Beides ist nach der textlichen Überlieferung möglich. Jedenfalls bezeugt gerade dieses Gebet, daß er nicht Reichtum, nicht Überfluß, daß er nicht die Auflage auf dem Lebensbrot haben wollte. Sie bezeugt weiter, daß er nicht geängstigt und haltlos um sein leibliches Wohl besorgt war. Sie bezeugt endlich, daß er sich wohl bewußt war: mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein, mit Betteln läßt Gott sich gar nichts nehmen, er will in stiller Verehrung angebetet sein.

Das ist das stille Vertrauen Jesu. Nicht sehen und doch glauben. Doch glauben, obwohl das Volk verblendet und verschroben dem Untergang entgegentreibt. Doch glauben an die Zukunft, obgleich die Zeit keine Zukunft hat. Doch Gottes gewiß, tapfer und begeistert bleiben, obwohl Stück um Stück versinkt.

Ja, es will mir scheinen, als ob Jesus, je einsamer er ringt, je mehr er um sich die Macht des Bösen wachsen sieht, er umso trotziger, glaubensfester, anspruchsloser, stärker einherschreitet. Bittet einer ihn, in seine Gefolgschaft aufgenommen zu werden, so stößt ihn Jesus mit harten Worten zurück. Zurückschauen gilt nicht. Verweichlichte kann er

nicht brauchen. Und wer einen Turm bauen will, der muß sich ja überlegen, ob er den Bau auch zu Ende zu führen vermag, sonst hat er Hohn und Spott. nichts weiter. Wer mit ihm in die Reihen der Kämpfer sich stellen will, der soll ja bedenken: ein König, der mit 10 000 Mann vorrückt und sieht den Feind mit 20 000 Mann dagegenstehn, der muß wissen, was er tut. Der muß Held sein, übermächtig, wundersamer Kräfte voll, sonst soll er lieber den Kampf vor Beginn aufgeben.

Klarbewußte Kraft, d i e leuchtet aus den Gleichnissen Jesu. Stählerner Wille ließen den Verklagten und Verklatschten schweigen. Mannhaftes Vertrauen ließ ihn auch in der tiefsten Tiefe des Leides, als alle Schrecken der Gottverlassenheit ihn packten, noch rufen: Mein Gott, mein Gott!

So sehen Helden aus: sie sind die Menschen, die Schweres tragen müssen und trotzdem Großes wagen und denen nicht trotzdem, sondern d e s h a l b Gewaltiges gelingt. Ein Ideal zieht sie an mit göttlich verpflichtender Kraft. Es durchwärmt sie. Darum können sie andere warm machen. Weil sie selbst innere Glut sind, darum können sie andere durchglühen. Sie haben unwiderstehliche Gewalt auf Willen und Gemüt. Sie sind die Erlöser, die Heilande. Denn sie heilen von Verzagtheit und Kleinmut, von Philisterhaftigkeit und Enge. Sie erlösen von Unmut und Übermut und heiligen den Mut.

So hat auch Jesus nachgewirkt. Er wurde Heiland und Erlöser im vollen Sinn eigentlich erst n a c h seinem Tode. Da begeisterte sein Glaube als Vorbild seine Jünger derart, daß sie mit einem Kraftgefühl ohne Gleichen vorwärts drangen und auch in tiefster Not freudig und heiligen Geistes voll blieben. Sie haben überraschenden Erfolg gehabt, wo nichts mehr zu hoffen war, und ihre Kraft hat ausgedauert, wo andere längst das Rennen aufgegeben hätten. Gegen die große Zahl älterer, konkurrierender, weitverbreiteter Christusreligionen haben sie, nicht zum wenigsten durch ihren Persönlichkeitsgehalt, den man als Auswirkung des Bildes Jesu bezeichnen muß, den Kampf gewagt und den Sieg davongetragen.

— — — — — —

Allen voran Paulus, der zufrieden, in gedrückter Lage und im Wohlstand, in Sattsein und in Hunger, in Überfluß und in Mangel, trotz schwächlicher Körperveranlagung das Musterbild der Kraft bleibt „durch den, der ihn stark macht".

Sein Leben ist das leuchtende Beispiel, alles ohne Murren und Bedenken zu tun inmitten eines verdrehten und verkehrten Geschlechts, indem man treu bleibt, leuchtend wie ein Stern in der Welt. — —

So laßt uns denn würdig bleiben im Schmerz. Still dulden, wenn alles schreit. Das Leid ist die Pforte, die uns den Eingang zu uns selber öffnet. Im Leid liegt die Heimkehr für den Menschen zu sich selbst, die Einkehr zu seinem Gott und so die Möglichkeit, Größe und Erhabenheit zu erweisen.

Es ist schweres Leid über uns gekommen. Aber laßt uns dieses Eine wenigstens einmal versuchen, in seiner Tiefe und Richtigkeit zu durchschauen, was Meister Ekkehart sagt: „Nach Gott ward nie kein Ding, das edler sei, denn das Leid." Da lernt der Mensch Stille, da kehrt er ein bei seinem Gott, da kehrt er ein zu sich selber. Da sammelt er sich und wird erhoben über die Zeit und kann sich einmal erhaben zeigen. „Nie sah ich erhabenere Menschen, denn nur im Leid." Da erst ist ganz Größe, da erst klingt die tiefe, feine, wundersame Melodie eines edlen Herzens, da kann man Himmelskräfte sehen, wo Menschen vornehm leiden. Es sagte einmal einer: O Schmerz, du wirst mich nicht zwingen, zu sagen, daß du ein Übel bist. Dieses Wort schrieb sich ein Mann, der schwer und schmerzlich litt, über sein Krankenbett. Sieben Monate lang lag er, dann setzte er unter diesen Spruch die Worte: O Schmerz, ich werde dich zwingen, zu bekennen, daß du eine Wohltat Gottes bist.

VII.

Je länger man über die Tatsache nachdenkt, daß unsere Väter sich mit aller Gewalt gegen die Bekehrungskünste des Kaisers Karl sträubten, umso begreiflicher findet man sie. Das eingeborene, unverdorbene, kindliche religiöse Gefühl wehrte sich in ihnen gegen das Kirchentum, die Frömmigkeit gegen die Lehre, die Innerlichkeit gegen das Veräußerlichte. Eine noch unverdorbene, unvermischte, unverfälschte Religiosität kämpfte den Verzweiflungskampf um ihr eigenes Leben, Ureingeborenes gegen Anzulernendes oder Anzueignendes. Im letzten Grunde war es der Kampf des seelisch Echten, Unbewußten gegen das Bewußte und seelisch vielfach Entleerte, der Kampf des deutschen, in sich und an sich frommen Wesens um sein Lebensrecht, der Freiheit gegen den Zwang, des Müssens gegen das Sollen.

Und wenn das Christentum dennoch endlich siegte, so geschah dies nicht, weil es eine höhere oder tiefere Form der Religiosität war, als welche es den Vätern erschienen wäre, sondern lediglich die mit der Kirche einziehende höhere Gesamtkultur trug den Sieg davon. Die Priester wußten so viel, konnten so viel: schreiben, lesen, rechnen und berechnen, und sie wußten ihr Wissen zur Schau zu tragen und ihr Können an den Mann zu bringen. Das sicherte ihnen den endlichen Erfolg über das in langem Kriege zermürbte und zugleich vorwärts drängende, lernbegierige, suchende Geschlecht. Christ sein sichert geistiges Weiterkommen, Nicht-christlich-werden bedeutet ein Zurückbleiben, und rückständig wollten sie auf keinen Fall sein. Darum mußten sie, wieder ihrer Wesensart entsprechend, nachgeben.

So brachte ihnen die Kirche nicht den Jesus, der mit Wodan im Bunde eine Verfeinerung ihrer Wesenseigenart bedeutet hätte, sondern sie brachte ihnen neben vielen unverkennbar guten Gedanken und Sittenverfeinerungen vor allen Dingen eine hochstehende Kultur. Das darf man nicht vergessen, das muß man dankbar anerkennen.

Das andere aber läßt sich nicht leugnen: geschädigt wurde das Germanentum in der Ursprünglichkeit und Wucht seiner Frömmigkeit. Damit wurde es zugleich geschwächt in seiner Eigenart, seinem Eigenwert und in seiner persönbildenden Kraft.

Wir würden heute anders dastehen, männlicher, würdiger, ehrenhafter, entschlossener und geschlossener, wenn die Kirche nicht ihren Christus auf den Wodansbaum der Germanen aufgepflanzt hätte, sondern wenn sie die Rückständigkeiten, die allzu kindlichen Kindlichkeiten der Wodansreligion vereinfacht, verklärt, verfeinert hätte durch die im Grunde ihr gleichgeartete Frömmigkeit, wie sie in Jesus von Nazareth in die Erscheinung trat.

Denn sie stimmen beide im Letzten und Besten überein: Wodan und Jesus. Beiden ist ein tief gewurzelter, weitschauender, großzügiger Glaube eigen. Beiden der Wille nach sittlicher Freiheit. Beiden das Streben, getragen vom über- und innerweltlichen Gott, die Kräfte im Sinne des Guten auszubilden. Bei beiden heißt es nicht: Du mußt Gott suchen, sondern beide gehen von dem Satz aus: Gott sucht dich. Alles ist in Gott. Darum schaut das reine Herz ihn. In der demütigen Anerkennung der Abhängigkeit und im stolzen Bewußtsein der Entscheidungsfähigkeit findet der Fromme den Mut zur Selbsterziehung und zum schaffenden Leben. So einigen sich in ihm Demut und Stolz, Ehrfurcht

und Ehrgefühl, Notwendigkeit und Verantwortung, Gebundensein und Freiheit, Mut und kindliche Bescheidenheit, Lebensbejahung und Hingabefreudigkeit.

Wollen wir wieder werden wie unsere Väter — und das wollen wir! — so kann die Losung nur sein: Laßt uns trinken aus den kristallklaren Quellen. Die heißen:

Wodan und Jesus.

Von deutscher Gottesmutterschaft

Von

Margart Hunkel.

Inhalt:

Gott — Von Weibes Minne und Würde — Von Mutterglück ein Kränzelein — Von deutscher Gottesmutterschaft — Aus Frau Holdas Reich — Von deutscher Frauen Seligkeit — Mutter und Kind — Von deutscher Frauen Herzeleid — Mein Gottesgnadentum — Vom heimlichen Leben zwischen Mutter und Kind — Ein Tischgebet, Kinderweihnacht, Kinderreigen im Herbst — Vom Brunnen der Frau Holda — Frau Holdas Segen Von deutscher Frauentracht — Rosenkränzelied — Sonnenbraut — Deutsche Schwesterschaft.

Wer dieses herrliche Buch liest, wird es wie eine Erfüllung seiner Sehnsucht empfinden, die in den besten und tiefsten Herzen lebt: Der Sehnsucht nach einer in rein deutscher, bodenständiger Form sich vollziehenden Wiederbelebung dessen, was in der religiösen Frauenverehrung des Mittelalters und dem katholischen Marienkulte heidnisch-germanischen Ursprungs und deutschem Wesen gemäß ist.

Biegsam und geschmackvoll geheftet 3 Mark.

1000 Stück wurden auf besonders feinem, holzfreiem Papier gedruckt und erhielten einen schönen, leuchtendblauen Einband.

Preis dieses Geschenkbandes 6 Mark.

Neues Leben

Monatsschrift für deutsche Wiedergeburt

Mit der Beigabe:

„Heiliger Frühling" Blätter deutschvölkischer Jugend.

Herausgeber: Dr Ernst Hunkel.

„Neues Leben" dient der Erneuerung des deutschen Lebens von innen heraus, aus dem Grunde germanischen Blutes und Wesens; der religiösen, rassischen, sittlichen, rechtlichen und künstlerischen Wiedergeburt reinen Deutschtums. Es trägt das Banner der deutschgläubigen Bewegung voran und kämpft für die innerlich einige deutsche Volksgemeinschaft. Als vornehmste Mittel zur Verwirklichung dieser Ziele gelten ihm die deutsche Volkshochschule, artbewußte Sippenpflege und ländliche Siedlungen. Besondere Pflege finden die Beziehungen zu den Gesinnungsverwandten unter den stammverwandten Nord- und Niederländern.

Die Beigabe „Heiliger Frühling" vertritt die Belange des Jungdeutschtums, der völkischen, deutschgläubigen Jugendbewegung.

Bezugsgebühr halbjährlich 6,— Mark.

Probehefte kostenlos.

Durch die Post, alle Buchhandlungen und geradewegs vom Verlag zu beziehen.

Verlag Frei-Deutschland (Haacke u. Teilh.) Sontra in Hessen